



AGUSTÍN MARTÍNEZ

MONTEPERDIDO

DAS DORF DER VERSCHWUNDENEN MÄDCHEN

KRIMINALROMAN



FISCHER

AGUSTÍN MARTÍNEZ

MONTEPERDIDO

DAS DORF DER VERSCHWUNDENEN MÄDCHEN

KRIMINALROMAN

Aus dem Spanischen von
Lisa Grüneisen

 | FISCHER

Der Hirsch

»Lass die Mädchen doch spielen«, sagte Raquel.

Ihre Tochter war eine Anhöhe hinaufgeklettert und vergrub die Hände im Schnee. Ihre Füße hatten kleine schwarze Löcher im makellosen Weiß hinterlassen. Oben angekommen, richtete sie sich auf und breitete unsicher die Arme aus. Es sah aus, als würde sie jeden Moment das Gleichgewicht verlieren und in den Schnee kullern. Sie lachte, als ob sie heftig gekitzelt würde.

Dann bückte sie sich, um einen Schneeball zu formen. Sie war aufgeregt wie am Weihnachtsmorgen, sie juchzte und quietschte vor Freude. Vor lauter Begeisterung glitt ihr der Schnee immer wieder durch die Finger. Ana war elf.

»Sie werden sich noch weh tun, du wirst sehen«, unkte Montserrat, während sie sich neben Raquel auf eine Bank setzte.

Montserrat's Tochter Lucía stand am Fuß der Anhöhe. Sie duckte sich, um dem Schneeball auszuweichen, den Ana gerade zu formen versuchte. Die beiden waren Nachbarmädchen. Sie waren gleichaltrig, und sie waren unzertrennlich.

»Sie tun sich nicht weh, wenn sie in den Schnee fallen«, widersprach Raquel. »Und außerdem machen sie sowieso, was sie wollen.«

Als Ana am Morgen gesehen hatte, dass es geschneit hatte, war sie in die Küche gestürmt, wo Raquel gerade den Frühstückstisch abräumte, und hatte ihre Mutter an-

gebettelt, mit ihr zum Spielen nach draußen zu gehen. Raquel versprach es ihr, obwohl sie lieber im warmen Haus geblieben wäre. Vor dem Mittagessen gingen sie nach nebenan zu Montserrat. Als die Tür geöffnet wurde, stürmte Ana sofort hinein. »Schneeballschlacht!«, rief sie.

Kurz darauf gingen Raquel und Montserrat mit ihren Töchtern spazieren. Ana und Lucía liefen ein paar Meter voraus, dick eingepackt in ihre Mützen, Handschuhe und Daunenjacken. Die von Ana war pink, die von Lucía dunkelblau. Zwei bunte, kreischende, hüpfende Kugeln, die kreuz und quer durch den Schnee rannten und erst stehen blieben, als sie den Park erreichten.

Die Anhöhe, die Ana hinaufgeklettert war, war eigentlich die Rutsche, die unter dem Schnee verschwunden war. Ana bewarf Lucía von oben mit Schneebällen und versuchte, so tief zu sprechen, wie sie nur konnte. Sie wollte ein Oger sein, ein böses Monster. Lucía ging hinter der Schaukel in Deckung, die sich in einen weiß überzuckerten Schutzwall verwandelt hatte.

Es war ein wolkenloser Tag, die Sonne brachte den Schnee zum Glitzern und schien warm auf Raquels Haut. Sie schloss die Augen und atmete tief die Luft aus den Bergen ein, klar und kalt wie ein Gebirgsbach. Neben ihr vergrub sich Montserrat in ihrem Mantel.

Der Wind rauschte leise in den Bäumen. Das Rauschen war wie ein weiches Bett, über dem die Schreie und das Lachen der Mädchen tanzten. Raquel saß still da und erinnerte sich an die Wärme und den Geruch ihres Mannes, der sie beim Aufwachen unter der Bettdecke umarmt hatte.

Der Fluss floss lautlos dahin, unter einer dünnen Eisschicht verborgen.

Das Dorf lag ruhig und reglos unterm Schnee.

Ein Hirsch trat aus dem Wäldchen, das den Park um-

gab. Als hätte sie seine Gegenwart gespürt, öffnete Raquel die Augen. Auf seinem Geweih und auf seinem Rücken lag Schnee. Er kam genau auf sie zu, ohne Angst und ohne auf die Kinder zu achten.

»Das gibt's doch nicht«, murmelte Montserrat.

Raquel bedeutete ihr, still zu sein und nicht nach den Mädchen zu rufen. Der Hirsch kam ganz nah an die Bank heran, auf der sie saßen. Seine Hufe versanken im Schnee. Die Sonne verlieh seinem Fell einen rötlichen Schimmer. Er erschien Raquel größer als jeder andere Hirsch, den sie je gesehen hatte. Als er nur noch ein paar Schritte entfernt war, schloss Raquel erneut die Augen. Sie stellte sich vor, wie er ganz nahe kam und kurz innehielt, um sie anzusehen und an ihr zu schnuppern. Sie konnte seinen Atem spüren. Als wäre es der Atem dieses Dorfes, dieser Berge.

Als sie die Augen wieder öffnete, war der Hirsch verschwunden.

Die Mädchen bewarfen sich lachend mit Schneebällen.

Raquel wusste, dass sich dieses Bild in ihr Gedächtnis einbrennen würde. Dass sie es irgendwann wieder hervorholen würde, wie jemand, der Schutz an einem vertrauten Ort sucht.

Monteperrido erschüttert über das Verschwinden zweier elfjähriger Mädchen

Ana M. M. und Lucía C. G. (beide 11), verließen am vergangenen Donnerstag gegen 17 Uhr die Schule Colegio Valle de Esera und machten sich wie jeden Tag auf den Heimweg nach Los Corzos, einer Siedlung etwas außerhalb von Monteperrido, Provinz Huesca. Doch dort kamen sie nie an.

»Uns ist bewusst, dass die ersten Stunden entscheidend sind. Wir haben nicht so viel erreicht, wie wir erhofft hatten, aber wir werden nicht aufgeben, bis Ana und Lucia wieder zu Hause sind«, sagte ein Polizeisprecher. Er verneinte außerdem, dass es an der Stelle, wo sich die Spur der Mädchen verliert, Anzeichen von Gewalt gegeben habe, die auf einen dramatischen Ausgang schließen ließen.

Die Eltern der Mädchen wollten keine öffentliche Stellungnahme abgeben, ließen jedoch durch einen Sprecher der Familien mitteilen, dass sie zutiefst erschüttert und fassungslos seien. Ihren Töchtern sei der Nachhauseweg bestens vertraut, so dass auszuschließen sei, dass sie sich verlaufen haben könnten. Sie fragten sich, wer die beiden entführt haben könnte, und hofften darauf, dass die Mädchen diese Frage schon bald selbst beantworten würden.

Ein Dorf im Schock

Monteperrido, in einer spektakulären Gebirgskulisse inmitten zweier Nationalparks in den Hochpyrenäen gelegen, ist ein beliebter Urlaubsort. Ana und Lucía waren im Dorf bekannt und beliebt. Sie waren gute Schülerinnen und, da sie Tür an Tür wohnten, unzertrennlich.

Die Einwohner beteiligen sich mit großem Einsatz an der Suche, doch angesichts des ausbleibenden Erfolgs macht sich allmählich Besorgnis im Ort breit. Niemand hat etwas gesehen oder gehört; es ist, als hätten sich die Mädchen in Luft aufgelöst. Die Polizei hat eine Sonderkommission gebildet.

»Wir wissen, dass es schwierig ist, aber wir bitten um Geduld und darum, die Privatsphäre der Familien zu achten«, so ein mit dem Fall betrauter Ermittler. »Die Situation ist traumatisch, aber wir hoffen, den Fall so schnell wie möglich lösen zu können. Dafür brauchen wir jede Unterstützung, sowohl der Nachbarn als auch der Medien.«

»Wir wollen einfach glauben, dass es den Mädchen gutgeht. An diese Hoffnung klammern wir uns«, sagte ein enger Angehöriger der Mädchen. Ein Hoffnung, die ganz Monteperrido eint.

Monteperdido

Fünf Jahre später

1 / **Tauwetter**

Mit Beginn des Sommers schmolz der Gletscher. Die Eisplatten zersprangen mit einem leisen Krachen, und ein dünnes Wasserrinnsal floss die Hänge des Berges hinab, der dem Dorf gegenüberlag und ihm seinen Namen gab: Monteperdido, der verlorene Berg.

Wenige Kilometer talabwärts lag ein Auto auf dem Grund einer Schlucht. In eine Wolke aus Staub und Rauch gehüllt, lag es mit zersplitterter Windschutzscheibe auf dem Dach, die Vorderräder drehten sich in der Luft. Hundert Meter darüber führte der Schotterweg den Berg entlang, von dem aus es in die Tiefe gestürzt war. Bei seinem Sturz hatte es eine Schneise aus zerfetzten Bäumen und aufgewühlter Erde hinterlassen.

Der Wind wehte den Rauch davon und gab die Sicht ins Innere des Wagens frei. Ein dünnes Rinnsal quoll unter der Tür hervor und bildete eine immer größer werdende Blutlache. Das Blut kam von der Stirn des Fahrers, der kopfüber im Sicherheitsgurt hing. Der Aufprall hatte ihm den Schädel gespalten.

Nur der Wind war zu hören, dann ein leises Stöhnen. Ein Mädchen kroch durch die geborstene Rückscheibe aus dem Auto, Glassplitter gruben sich tief in ihre Oberschenkel. Ihre Arme waren von feinen Schnitten übersät, die Kleidung war zerfetzt, die Haare hingen ihr wirr ins Gesicht. Sie war nicht älter als sechzehn. Sie biss die Zähne zusammen und gelangte mit letzter Kraft ins Freie. Dann ließ sie sich erschöpft fallen. Ihr Atem ging stoß-

weise, und bei jedem Atemzug durchlief ein Zittern ihren Körper.

Der Abgrund, in dem das Auto zerschellt war, war praktisch unzugänglich. Eine tiefe Schlucht, umgeben von Bergen, auf deren Gipfeln noch Schnee lag.

An der Schlucht entlang schlängelte sich die Straße durchs Tal. Ein Geländewagen hatte am Straßenrand angehalten. Daneben stand ein etwa dreißigjähriger Mann und blickte in die Tiefe. Er nahm die Sonnenbrille ab, um sich zu vergewissern, dass er richtig sah. Dann nahm er sein Handy aus dem Handschuhfach und wählte eine Nummer.

Auf dem Platz vor der Kirche Santa María de Laude in Monteperdido fanden seit fast fünf Jahren Mahnwachen für die verschwundenen Mädchen statt. Vom ersten Tag an hatten sich hier die Familien und Dorfbewohner versammelt, aber auch Fremde und Journalisten. Vor dem Kirchenportal standen Gedenktafeln mit Blumen und Spielzeug, kleinen Botschaften ... Alle wollten ihren Schmerz und ihre Wut zum Ausdruck bringen.

Victor Gamero, der Leiter der örtlichen Polizeiwache, erinnerte sich, dass als Erstes die Journalisten weggeblieben waren. Davor hatte er, damals noch als einfacher Streifenpolizist, gegen die Belagerung der Familie vorgehen müssen, gegen die Menschenmassen, die aus anderen Dörfern herbeiströmten, um sich an der Suche zu beteiligen.

Joaquín Castán, Lucías Vater, würde enttäuscht sein. Mittlerweile kamen nur noch Einheimische zu den Mahnwachen, und auch längst nicht mehr alle. Es war zu viel Zeit vergangen, und das Dorf konnte nicht jedes Mal stillstehen, wenn Joaquín beschloss, eine Mahnwache zu organisieren, um an den Fall zu erinnern.

Auf beiden Seiten des Tisches, an dem die Eltern saßen,

lächelten Lucía und Ana von großen Fotos in die Kamera. Lucía mit zusammengekniffenen Augen und einem schelmischen Lächeln, als hätte man sie beim Spielen überrascht. Anas leichtgeöffneter Mund ließ einige Zahnlücken erkennen. Ihre Haut war von der Sommersonne gebräunt, und ihr blondes Haar kontrastierte mit ihren großen dunklen Augen. Die Mädchen waren glücklich gewesen, als diese Aufnahmen gemacht wurden, und doch wirkten die Fotografien traurig an diesem Tag, an dem sich Lucías Vater darüber beschwerte, dass die Polizei so wenig in die Suche investierte.

Victor Gamero spürte, wie sein Handy vibrierte, und ging ein wenig beiseite, um den Anruf entgegenzunehmen. Es war einer seiner Beamten, Burgos, der nur zögerlich berichtete, was geschehen war. Er wusste, dass die Sache seinem Vorgesetzten ganz und gar nicht gefallen würde.

»Warum hat mir keiner Bescheid gesagt? Wer hat das angeordnet?«, schimpfte Gamero.

Man hätte ihn informieren müssen. Er war der Leiter der örtlichen Polizeiwache, und man hatte die einzige Zufahrtsstraße zum Dorf ohne seine Erlaubnis gesperrt.

Kriminalkommissarin Sara Campos erklärte dem Streifenpolizisten, was er zu tun hatte. Er sollte sämtliche Autos anhalten, die nach Monteperdido wollten oder von dort kamen, und die Kofferräume und die Ladeflächen der Lkws kontrollieren. Niemand dürfe passieren, auch keine Bekannten. Burgos regte sich auf, dass die Ermittlerin diese Möglichkeit überhaupt in Betracht zog: »Wenn ich in Uniform bin, mache ich nicht mal für meine Mutter eine Ausnahme«, sagte er.

»Haben Sie Ihren Vorgesetzten schon informiert?«, fragte Sara Campos, ohne weiter auf die angeknackste Ehre des Polizisten einzugehen.

»Gerade eben. Er wartet an der Tankstelle am Ortseingang auf Sie«, antwortete Burgos, immer noch mit verärgertem Gesicht.

Sara kehrte Burgos den Rücken und ging zum Wagen, wo Santiago Baín auf sie wartete. Der Wind aus den Bergen war kalt. Sie zog den Reißverschluss ihres schwarzen Sweaters hoch und vergrub die Hände in den Taschen. Ihr braunes Haar wehte im Wind. Als ihr Vorgesetzter sie aus dem Auto heraus fragend ansah, rollte Sara genervt die Augen.

Inspektor Santiago Baín wartete mit laufendem Motor darauf, dass die örtliche Polizei die Absperrungen auf der Straße beiseiteräumte, damit sie nach Monteperdido weiterfahren konnten. Er hätte auch einfach anrufen oder die Familie ins Krankenhaus in Barbastro bestellen können, aber er wollte ihre Reaktion vor Ort sehen. Sie in ihrer vertrauten Umgebung beobachten. Er wusste, dass das, was er ihnen mitzuteilen hatte, nicht das Ende war, sondern erst der Anfang einer Geschichte, die noch längst nicht aufgeklärt war.

Sara räumte Papiere und Aktenmappen vom Beifahrersitz aufs Armaturenbrett und stieg ein.

»Mal sehen, ob er sich dran hält und die Autos kontrolliert«, sagte sie ohne große Hoffnung. »Ich denke mal, es passt ihm nicht besonders, seinen Nachbarn hinterherzuschnüffeln.«

Burgos öffnete die Absperrung und ließ den Wagen passieren. Inspektor Baín steuerte über die schmale Straße, die talaufwärts nach Monteperdido führte. Obwohl es noch nicht spät war, ging die Sonne bereits unter. Die Straße, die dem Flusslauf des Esera folgte, lag zwischen zwei gewaltigen Gebirgsmassiven. Zu beiden Seiten erhoben sich die Zentralpyrenäen und tauchten das Tal in Schatten. Die Straße schraubte sich in Serpentina die Berge hinauf und

wurde an einigen Stellen sehr steil und schmal, aber die Gipfel, die ringsum in den Himmel ragten, waren immer noch weit entfernt. Hin und wieder drangen die Strahlen der untergehenden Sonne durch den Wald und tauchten das dunkelgrüne Blattwerk in rötliches Licht. Sara Campos ließ ihren Blick über die Landschaft schweifen, die sich an diesem 12. Juli in ihrer ganzen Fülle präsentierte. Auf einem Felsvorsprung stand ein Hirsch und schien das vorüberfahrende Auto zu beobachten, um dann in einer raschen Bewegung den Kopf abzuwenden und mit einem Sprung zwischen den Bäumen zu verschwinden.

Sara lächelte und nahm die Akten zur Hand.

»Die Eltern von Lucía heißen Joaquín Castán und Montserrat Grau. Siebenundvierzig und dreiundvierzig Jahre alt. Außer Lucía haben sie noch einen Sohn, Quim. Er müsste jetzt neunzehn sein. Joaquín Castán hat damals die Stiftung ins Leben gerufen ...«

»Ich hab ihn mal im Fernsehen gesehen«, sagte Santiago, ohne den Blick von der Straße zu wenden.

»Die Mutter von Ana heißt Raquel Mur. Sie ist gerade vierzig geworden.«

»Und der Vater?«

»In den Akten steht nichts über seinen derzeitigen Aufenthaltsort.« Sara suchte angestrengt nach entsprechenden Informationen. »Das hier ist eine einzige Katastrophe. Kein Wunder, dass sie die Mädchen nie gefunden haben. Erst nach zweiundsiebzig Stunden wurden Straßenkontrollen errichtet. Die Stelle, an der die Entführung stattfand, wurde viel zu spät untersucht; als die Kriminaltechnik eintraf, hatte der Regen schon alle Spuren vernichtet ...«

»Sind Anas Eltern getrennt?«

»Offiziell nicht. Aber de facto schon. Der Vater, Álvaro Montrell, war der Einzige, der damals im Lauf der Ermittlungen festgenommen wurde. Aber nach ein paar Tagen

haben sie ihn wieder freigelassen. Im Grunde hatten sie nichts gegen ihn in der Hand. Vermutlich ist die Ehe damals den Bach runtergegangen.«

Sara blickte auf und stellte fest, dass Santiago zum Autofahren die Brille aufgesetzt hatte.

»Die Brille steht dir richtig gut«, scherzte sie.

»Im Dunkeln sehe ich nicht mehr gut ... Was soll man machen. Macht sie mich sehr alt?«

»Nicht älter, als du bist.«

»Pass auf, irgendwann wirst du auch mal alt, und dann wirst du dich nicht freuen, wenn sich so ein junges Ding über deine Weitsichtigkeit lustig macht«, entgegnete Santiago Baín lächelnd.

Sara betrachtete ihren Chef. Sein Gesicht war von Falten zerfurcht, aber das lag nicht am Alter. Oder zumindest nicht nur. Die Falten waren schon da gewesen, als Sara ihn kennengelernt hatte.

Die Straße verschwand förmlich zwischen zwei riesigen Bergmassiven. In dieser Region der Pyrenäen gab es die meisten Dreitausender, ein Umstand, der die Ermittlungen damals sehr erschwert hatte. Als Sara von den Akten aufblickte, kam es ihr vor, als würde die asphaltierte Straße am Fuß der Berge einfach aufhören und sie das Dorf, das sich auf der anderen Seite verbarg, niemals erreichen. Der Monte Albádes und der Collado Paderna ragten wie stumme Riesen in den Himmel, die darüber wachten, wer passieren durfte und wer nicht. Hinter einer letzten Kurve verschwand die Straße in einem schmalen Tunnel durch den Monte Albádes, und dann öffnete sich vor ihnen *das verborgene Tal*, wie es in den Reiseführern hieß.

Am Horizont war der Ortskern von Monteperdido zu erkennen. Schwarze, stumme Häuser, in denen nun, da die Sonne untergegangen war, gelbe Lichter aufleuch-

teten. Auf Sara wirkten sie nicht wie von Menschenhand erbaut, sondern als seien sie Teil der Natur, wie die Berge, die sie umgaben.

Auf einem Schild am Straßenrand stand der Name der Schlucht, die sie soeben durchquert hatten: Congosto de Fall.

Während der Fahrt war Sara auf zahlreiche Ermittlungsfehler gestoßen: unvollständige Zeugenaussagen, träge arbeitende Behörden, dilettantische Verhöre ... Santiago Baín war nicht überrascht; er wusste schon von früheren Fällen, wie die Polizei in solchen Dörfern arbeitete. Baín war schon lange bei der Kriminalpolizei, seit fast fünfunddreißig Jahren in dieser Abteilung.

Jetzt aber betrachteten sie überwältigt die Landschaft.

»Ich weiß nicht, was ich immer falsch mache«, beschwerte sich Santiago im Scherz. »Normalerweise muss der Jüngere fahren.«

»Tja, da hast du dir die falsche Partnerin ausgesucht. An dem Tag, als ich den Führerschein in der Tasche hatte, hab ich mir geschworen, nie mehr Auto zu fahren.«

»Und was machst du, wenn ich nicht mehr da bin?«

»Zu Fuß gehen.«

Rechts der Straße kam die Tankstelle in Sicht. In Wirklichkeit handelte es sich um eine einzige Zapfsäule. Dort parkte mit eingeschalteten Scheinwerfern ein Jeep der Regionalpolizei. Davor stand eine Gestalt. Mittlerweile war es stockdunkel. Sara wollte aus dem Wagen steigen, aber Santiago hielt sie zurück.

»Die Befragungen überlässt du diesmal mir.« Es sollte beiläufig klingen, aber in Wirklichkeit hatte er lange auf den richtigen Moment gewartet, um ihr das mitzuteilen.

»Warum?«, fragte sie. »Hab ich was falsch gemacht?«

»Deine Aufgabe ist es, denen hier klarzumachen, wer die Ermittlungen ab jetzt leitet.«

»Sonst übernimmst du das doch immer«, protestierte sie.

»Ich bin nicht mehr lange dabei. Lass sie doch einmal glauben, dass ich ein netter älterer Herr bin«, versuchte Santiago zu scherzen.

Als Santiago ausstieg, wartete Sara einen Moment, bevor sie ihm folgte. Sie sah ihn auf das Scheinwerferlicht zugehen. Normalerweise machte er ihr keine Vorschriften. Santiago interessierte es auch nicht, ob ihn jemand sympathisch fand oder nicht. Sie war der Grund. Er wollte nicht, dass der Fall ihr zu naheging.

»Mann«, murmelte Sara, bevor sie aus dem Wagen stieg.

Víctor Gamero sah die beiden Ermittler vom Landeskriminalamt aus dem Wagen steigen. Vor fünf Jahren hatte die örtliche Polizei die Ermittlungen geleitet. Er verstand nicht, was diese Ermittler aus Madrid hier wollten und warum sie die Straße gesperrt hatten. Zuerst kam ein älterer Mann im Anzug auf ihn zu. Er steckte seine Brille in die Innentasche seines Jacketts und reichte ihm mit einem liebenswürdigen Lächeln die Hand.

»Inspektor Santiago Baín von der Kriminalpolizei.«

»Víctor Gamero, Leiter der Polizeidienststelle Montepellido. Was soll das Ganze? Sie hätten mich informieren müssen, bevor Sie die Straße sperren.«

»Wir haben sie nicht gesperrt. Nur eine Kontrollstelle eingerichtet.«

»Wozu?«

Santiago antwortete nicht, sondern sah sich nach seiner Kollegin um. Die kam mit entschlossenen Schritten auf sie zu, während sie die Haare zu einem Pferdeschwanz band. Sie war nicht besonders groß und hatte weiche Gesichtszüge. Sie trug Jeans und einen schwarzen Sweater, unter dem sich die Pistole abzeichnete, die sie am Gürtel trug.

»Das ist meine Kollegin Sara Campos«, erklärte er dem Polizisten.

Victor reichte ihr die Hand. Sara zögerte einen Moment zu lange, bevor sie sie ergriff.

»Wir möchten mit den Familien der Mädchen sprechen«, sagte sie knapp.

»Ist was passiert?«

»Wenn wir hier sind, dann weil was passiert ist, oder was glauben Sie?«, antwortete sie barsch und sagte, ohne ihm Zeit zum Antworten zu lassen: »Wir fahren Ihnen hinterher.« Sara drehte sich um und ging zum Auto zurück.

Victor musste sich beherrschen, als er sah, wie Inspektor Baín vor sich hin grinste. Die Arroganz seiner Kollegin schien ihn zu amüsieren.

In Wirklichkeit grinste Santiago Baín, weil er Sara in eine Rolle gedrängt hatte, die sie überhaupt nicht mochte.

Victor Gamero fuhr durch Monteperdido. Im Rückspiegel konnte er sehen, wie ihm der Wagen der Kriminalermittler folgte. An der Kreuzung, wo es weiter bergauf zum Hotel La Guardia ging, bog er in die Siedlung Los Corzos ein und passierte die neue Brücke über den Esera. Er hatte vorhin bei Joaquín Castán, Lucías Vater, angerufen. Die Mahnwache war zu Ende, sie waren zu Hause. Danach hatte er Kontakt zur Leitstelle in Barbastro aufgenommen. Offenbar kam die Entscheidung, den Fall ans Landeskriminalamt zu übergeben, von ganz oben. Man hatte ihm geraten, mit den Ermittlern zusammenzuarbeiten. Víctor Gamero parkte vor den letzten beiden Häusern in der Siedlung. Die Doppelhaushälfte von Anas Familie grenzte direkt an den Wald. Lucías Haus befand sich gleich nebenan.

Sara Campos stieg aus und betrachtete die Häuser der beiden Familien. Der Architekt hatte sich bemüht, den

traditionellen Stil der Natursteinhäuser mit den Schieferdächern nachzuahmen, wie man sie in der Region fand, aber es war eben doch nur ein Abklatsch. Vor der linken Haushälfte stand gleich neben dem Gartentor eine Art Schrein. Darauf ein Foto von Lucía, frische Schnittblumen, drei alte Kuscheltiere und eine Tafel mit der Aufschrift *1745 Tage ohne Lucía*. An dem rechten Haus verriet nichts, dass dies der Ort war, an dem Ana gelebt hatte.

Víctor Gamero wandte sich an Sara. »Soll ich die beiden Familien zusammenrufen?«, fragte er.

Die Tür des linken Hauses öffnete sich, und Lucías Vater Joaquín Castán erschien in der Tür. Sara erkannte ihn von den Fotos aus den Akten.

»Haben Sie ihnen gesagt, dass wir kommen?« Es war eher ein Vorwurf als eine Frage.

»Sie haben mich doch gebeten, sie zu kontaktieren«, antwortete Víctor.

Sara warf ihm einen genervten Blick zu, und dem Polizisten wurde bewusst, dass sie ihn zum ersten Mal wirklich ansah.

»Wir sprechen zuerst mit Anas Mutter«, sagte Sara.

Dann fiel ihr Blick auf Víctors Jeep, der am Straßenrand parkte. Auf der Rückbank saß ein Hund.

»Das ist mein Hund«, bemerkte der Polizist bissig. »Darf er auch von nichts wissen? Er hat uns nämlich an der Tankstelle zugehört.«

Ein Lächeln huschte über Saras Gesicht, erstarb aber sofort wieder, als sie Santiagos Blick bemerkte, der sie wieder an die Rolle erinnerte, die sie spielen sollte. Diesmal war sie der *Bad Cop*. Sara drehte sich um und ging zum Haus von Raquel Mur. Víctor Gamero sollte ihre Unsicherheit nicht bemerken. Auf der Fahrt hierher hatte Santiago ihr die Erlaubnis gegeben, den Eltern die Nach-

richt mitzuteilen. Vor solchen Situationen wollte er sie offensichtlich nicht bewahren.

»Von jetzt an werden Sie jede Entscheidung, die Sie treffen, mit uns abstimmen. Wir müssen exakt arbeiten. Das verstehen Sie doch, oder?« Santiago Baín legte Víctor vernehmlich die Hand auf die Schulter. Der Leiter der Polizeiwache war noch sehr jung. Santiago hoffte, dass es nicht allzu schwer sein würde, ihn auf ihre Seite zu ziehen.

Raquel Mur öffnete die Haustür. Als sie Sara vor der Tür stehen sah, raffte sie unangenehm berührt das Hemd am Halsausschnitt zusammen, das sie trug. Es war ein blau-kariertes Männerhemd, das ihr bis zu den Oberschenkeln reichte und den Blick auf ihre nackten Beine freigab. Offensichtlich hatte sie nicht damit gerechnet, Fremde zu empfangen.

»Kriminalkommissarin Sara Campos, Abteilung für Kapitalverbrechen. Dürfen wir reinkommen?«, fragte sie und zeigte ihren Dienstaussweis vor.

Sie betrachtete die nackten Füße von Anas Mutter, die fast ängstlich über den Dielenboden zum Wohnzimmer huschten. Hinter Sara folgten Santiago Baín und Víctor Gamero. Raquel war verunsichert und schaute Víctor aus großen braunen Augen fragend an. Ihre Beine zitterten, als sie sich aufs Sofa setzte. Was mochte im Kopf dieser Frau vorgehen, die seit fünf Jahren ihre Tochter vermisste? Sara wollte sie nicht länger im Ungewissen lassen. Sie setzte sich auf den Couchtisch und nahm ihre Hände. Dann sah sie Raquel mit einem Lächeln an.

»Wir haben nicht oft das Glück, eine solche Nachricht zu überbringen«, begann sie. »Wir haben Ana gefunden.«

Raquel schien zu erstarren. Es war, als würde sich plötzlich ihr ganzer Körper verkrampfen. Sie klammerte sich an die Polizistin.

»Es geht ihr gut«, setzte Sara hinzu.

Heiße Tränen schossen Raquel in die Augen. Gleichzeitig huschte ein Lächeln über ihr Gesicht. Stumm schlug sie die Hände vor den Mund und begann zu weinen.

Victor Gamero begleitete Raquel zum Auto. Sie hatte sich angezogen, dieselbe Jeans und die Bluse, die sie vor ein paar Stunden bei der Mahnwache getragen hatte. Sie zögerte, als hätte sie etwas vergessen, um dann entschlossen weiterzugehen. Dann blieb sie erneut stehen, als sei ihr plötzlich eingefallen, was sie vergessen hatte. Sie sah zu Montserrats Haus hinüber und sagte leise:

»Ich muss Montserrat Bescheid sagen.«

»Die Ermittler von der Kriminalpolizei werden das übernehmen«, sagte Victor Gamero, während er sie sanft vor sich herschob.

Hinter dem großen Fenster zum Vorgarten sah sie Montserrat stehen. Lucías Mutter musste schon ahnen, dass sie keine guten Nachrichten erwarteten. Ihr Mann Joaquín Castán stand immer noch in der Haustür.

Santiago Baín und Sara Campos gingen schweigend ins Haus, gefolgt von Joaquín. Montserrat stand im Wohnzimmer und trocknete sich die Hände an einem Geschirrtuch ab. Sie klammerte sich förmlich daran fest und ließ es erst los, als Joaquín sie aufforderte, sich zu ihm aufs Sofa zu setzen. Die Wände waren ein Schrein der Erinnerung an ihre verschwundene Tochter; Lucía lächelte von Dutzenden Fotos herunter, die ihre Entwicklung vom Baby bis zur Elfjährigen dokumentierten.

»Heute Morgen wurde an der Straße nach Barbastro, etwa sechzig Kilometer von hier, ein verunglückter Wagen gefunden. Er ist in die Schlucht gestürzt«, erklärte Inspektor Baín. »Ein Zeuge hat die Rettungskräfte alarmiert, und die haben einen Hubschrauber aus Barbastro geschickt.

Die Stelle, an der das Auto liegt, ist zu Fuß nicht zu erreichen. Als die Rettungsmannschaft eintraf, war der Fahrer des Wagens, ein etwa fünfzigjähriger Mann, bereits tot. Er ist wahrscheinlich unmittelbar durch den Sturz gestorben, aber wir warten noch auf die Obduktionsergebnisse. In dem Wagen befand sich außerdem ein Mädchen. Es war bewusstlos, hatte aber keine schwereren Verletzungen. Sie wurde ins Krankenhaus von Barbastro gebracht, und dort hat man ihre Identität festgestellt. Sie hatte keine Papiere dabei, aber ihre Fingerabdrücke waren registriert. Es ist Ana Montrell. Daraufhin sind meine Kollegin und ich zum Krankenhaus gefahren.«

»Und meine Tochter?«, flüsterte Montserrat.

»In dem Auto war sonst niemand.«

»Und wenn sie von der Unfallstelle weggelaufen ist? Wenn sie hilflos durch die Gegend irrt?«

»Der Hubschrauber hat das Gebiet mehrmals überflogen, um diese Möglichkeit auszuschließen«, erklärte Sara.

»Also ist sie tot«, brach es aus Montserrat heraus. Sie konnte keine andere Erklärung für Anas Auftauchen finden.

»Wir haben nichts in der Hand, was eine solche Vermutung bestätigen würde«, sagte Santiago beruhigend und drückte fest ihre Hand. »Ich weiß, es ist schwer, aber Sie dürfen die Hoffnung nicht aufgeben. Sie suchen schon so lange nach ihrer Tochter, und in diesen fünf Jahren waren wir noch nie so nah dran.«

»Wer war der Mann?«, fragte Lucías Vater Joaquín knapp. Er saß kerzengerade und völlig reglos auf dem Sofa und hörte sich aufmerksam jedes Wort der Polizisten an. Er erinnerte Sara an den Hirsch, den sie vorhin auf dem Felsvorsprung gesehen hatte.

»Wir haben ihn noch nicht identifiziert. Die Einsatzkräfte haben der Rettung des Mädchens den Vorrang gegeben. Morgen früh kehren sie zum Unglücksort zurück, um

den Leichnam des Mannes zu bergen und zu versuchen, das Auto aus der Schlucht zu ziehen ...«

Joaquín Castán schwieg. Montserrat saß neben ihm und weinte; Santiago hielt immer noch ihre Hände. Sara sah, wie Joaquín auf die Hände des Polizisten starrte, bevor er seine Frage stellte.

»Dieser Mann ... hat er meine Tochter entführt?«

Das war der Verdacht der Ermittler. Aber es war unmöglich gewesen, zu der Leiche des Mannes vorzudringen, die in dem zerstörten Auto eingeklemmt war. Gleich morgen früh würden sie sich wieder an die Arbeit machen. Das Auto hatte keine Nummernschilder. Um nach dem Wagen zu fahnden, brauchte Sara die Fahrgestellnummer. Und das ging erst, wenn er aus der Schlucht geborgen wurde.

»Ich begleite Anas Mutter zum Krankenhaus«, sagte Santiago zu Sara, als sie Lucías Elternhaus verließen. »Du fährst mit Gamero zur Polizeiwache; vielleicht haben sie ein Büro für uns. Und sieh dich nach einer Übernachtungsmöglichkeit um. Wir müssen morgen hundertprozentig fit sein.«

Am Ende der Durchgangsstraße, wo die Häuser von Monteperdido endeten und die Straße in die Berge hinaufführte, befand sich die Pension La Renclusa. Víctor hatte ihr gesagt, dort gebe es die besten Zimmer im Ort. Die Vier- oder Fünfsternehotels waren in Posets oder noch weiter oben, dort, wo die Straße endete. Ein Mädchen mit fahrigem Auftreten und dem Gesicht eines Vögelchens führte sie in den zweiten Stock. Sie ratterte die Serviceleistungen der Pension und die Essenszeiten herunter, aber Sara hörte nicht zu. Sie betrachtete das Mädchen, das noch sehr jung war, nicht viel älter als zwanzig. Es wirkte zerbrechlich, wie eine Porzellanpuppe, die jeden Moment kaputtgehen konnte. Elisa, so hieß das Mädchen, öffnete das Zimmer-

fenster, das nach Nordosten wies, und schwärmte von den herrlichen Sonnenaufgängen, die man von diesem Fenster aus beobachten konnte, wenn die Sonne hinter dem Monte Ármos aufging. Elisa war hübsch, obwohl sie ihre weiblichen Formen unter weiter Kleidung versteckte. Eine Schönheit, die ihre Besitzerin zu verbergen versuchte.

»Soll ich Ihnen was zu essen machen?«, fragte sie.

»Nein, danke«, antwortete Sara. »Ich brauche nur die Schlüssel für die beiden Zimmer.« Dann wanderte ihr Blick über Elisas langärmelige Bluse und die Strickjacke, die an den Schultern zu weit war. Mit einem Lächeln fragte sie: »Ist es so kalt hier?«

»Nachts wird es ein bisschen kühl. Aber jetzt im Juli sinken die Temperaturen selten unter zwanzig Grad«, sagte das Mädchen ein bisschen verwirrt. Als sie bemerkte, wie die Polizistin ihre Kleidung musterte, setzte sie unsicher hinzu: »Ich friere leicht.«

»Weite Kleider sind auch nicht wärmer«, scherzte Sara.

Inspektor Santiago Baín fuhr schweigend durch die Nacht, die Straße hinunter nach Barbastro. Neben ihm saß Raquel und schaute aus dem Fenster. Sie hatte nichts gesagt, seit sie ins Auto gestiegen waren. Sie hätte auch nicht gewusst, was sie sagen sollte. Hunderte von Erinnerungen stürmten auf sie ein, wie eine Horde Kinder, die versuchten, sich durch eine zu schmale Tür zu quetschen.

War es wirklich erst zwei, drei Stunden her, seit sie die Tafel mit dem Foto ihrer Tochter von den Kirchenstufen geräumt hatte? Raquel erinnerte sich, dass sie gedacht hatte, wie leid sie diese Mahnwachen war, während sie die Tafel in Joaquíns Lieferwagen verstaut hatte. Dass sie es leid war, immer und immer wieder den Schmerz des Verlusts zu durchleiden. Am liebsten hätte sie laut herausgeschrien, dass sie endlich wieder nach vorn schauen woll-

te, um dieses Unglück, das sich seit fast fünf Jahren wie ein Ölfleck in ihrem Leben ausbreitete, zu akzeptieren und zu verarbeiten.

Aber sie hätte sich niemals erlaubt, diesen Gedanken laut auszusprechen. Nicht einmal Ismael gegenüber, obwohl er schon gemerkt hatte, dass sie eigentlich nicht länger bei der Stiftung mitmachen wollte. Ihr stand ein Gespräch mit Lucías Eltern bevor, und sie ging davon aus, dass Joaquín es nicht gut aufnehmen würde.

Sie hatte davon geträumt, die Leiche ihrer Tochter zu finden, dachte Raquel jetzt auf der Fahrt nach Barbastro. Auf dem Weg zu Ana. Warum hatte sie nicht die Stärke und Zuversicht von Lucías Eltern gehabt? Ihnen war es zu verdanken, dass die Mädchen nicht in Vergessenheit geraten waren. Was wäre gewesen, wenn sie die beiden nicht gehabt hätte? Vor allem am Anfang, als der Verdacht auf ihren Mann gefallen war.

Noch mehr Erinnerungen, kurze Schlaglichter, verschwommene, unscharfe Bilder, Fragmente eines sinnlosen Films. Anas Verschwinden. Die Angst. Dann Álvaro Verhaftung. Die Fassungslosigkeit, ihren Mann anzusehen, als ob er ein Fremder wäre. Der Verdacht, er könnte seiner eigenen Tochter etwas angetan haben. Dann waren die Anschuldigungen gegen Álvaro im Sande verlaufen. Aber danach war zwischen ihnen nichts mehr gewesen, wie es vorher war.

Und jetzt Ana. Ana, die im Krankenhaus von Barbastro auf sie wartete. Nach fünf Jahren.

Eine Zeit, in der Raquel versucht hatte, wieder ein Ganzes zu werden. Wie ein Puzzle, das man mühsam wieder zusammensetzen musste. Ismael Casella hatte daran einen wichtigen Anteil gehabt. Er war kurz nach dem Verschwinden der Mädchen nach Monteperdido gekommen. Álvaro war gegangen, und sie hatte nicht die Kraft gehabt,

sich allein um die Renovierungsfirma zu kümmern, die sie ein paar Monate, bevor ihr Leben aus den Fugen geraten war, mit so viel Begeisterung gegründet hatten. Ismael bot sich an, als Schreiner für sie zu arbeiten. Er war acht Jahre jünger als sie, und er hatte die Energie, die ihr fehlte. Er sorgte dafür, dass neue Aufträge reinkamen und mit ihnen das Gefühl von Alltag, das sie so sehr brauchte.

Als sie sich nach der Mahnwache auf dem Platz vor der Kirche von ihm verabschiedet hatte, hatte er ihr ins Ohr geflüstert: »Warte zu Hause auf mich.« Erst vor ein paar Wochen hatten sie zum ersten Mal miteinander geschlafen. Manchmal kam es ihr so offensichtlich vor, dass sie in Ismael genau das Gegenteil von ihrem Mann suchte, dass sie sich dafür schämte. Warum nannte sie Álvaro immer noch »ihren Mann«?

Als die Polizei an der Tür geklingelt hatte, hatte sie eigentlich Ismael erwartet. Nackt unter seinem alten Hemd, zwei Weingläser in der Küche, eine brennende Zigarette im Aschenbecher, an die sie sich erst jetzt erinnerte.

Sie hatte die Tür geöffnet, und Ana war zurückgekommen.

Und jetzt fuhr sie die Straße hinunter, zu ihr.

Víctor fuhr schweigend zur Polizeiwache. Auf dem Rücksitz lag sein Hund, ein sieben Jahre alter Husky, und hechelte nervös. Auf dem Beifahrersitz saß Sara und versuchte, ein wenig Ordnung in die Akten zu bringen. Hin und wieder schrieb sie etwas an den Rand. Víctor beobachtete sie unauffällig. An der Tankstelle war sie ihm arrogant vorgekommen, aber dann war er überrascht gewesen, wie einfühlsam sie mit Raquel und vor allem mit Elisa umgegangen war. Ein paar Sekunden hatten ihr genügt, um Elisas wahre Persönlichkeit zu erkennen und ihr Vertrauen zu gewinnen. Vielleicht hatte sie auch in den Akten von

ihr gelesen, auch wenn seither viele Jahre vergangen waren und Elisa nicht mehr das Kind von damals war.

»Ich bin sicher, dass Sie die Straßen hier wie Ihre Westentasche kennen, aber ich wäre beruhigter, wenn sie ab und zu nach vorne sehen würden«, bemerkte Sara, ohne von den Unterlagen aufzublicken.

Victor schaute wieder nach vorn und hoffte, dass Sara nicht bemerkte, wie er rot wurde.

Die Polizeiwache an der Straße zur Schule war neu. Erst vor zwei Jahren war sie eingeweiht worden.

»Darf ich den Namen erfahren?«, fragte Sara, als sie anhielten.

»Victor«, antwortete der Polizist unbehaglich.

»Nicht Ihrer. Ich meine den Hund.«

»Nieve. Mögen Sie Hunde?«

»Ehrlich gesagt, nicht besonders«, sagte Sara und stieg aus dem Wagen. Sie hatte sich ihre Angst nicht anmerken lassen. Zuerst auf der Fahrt zur Pension und dann zur Polizeistation. Der Atem des Tiers in ihrem Nacken. Sie hörte, wie Victor tief durchatmete, bevor er ausstieg. Nachdem er Nieve auf den Parkplatz gelassen hatte, folgte er ihr zum Gebäude.

»Kommt er mit rein?«, fragte Sara, ohne den Hund aus den Augen zu lassen, der frei herumlief.

»Keine Angst. Der bleibt draußen.«

Raquel ging nervös den Klinikflur entlang. Sie hörte das Getuschel der Krankenschwestern hinter sich. Ein Arzt öffnete eine Tür und zeigte ihr den Weg. Inspektor Santiago Baín begleitete sie zur Intensivstation, wo Ana lag. Als sie den Raum mit der Glaswand sah, spürte Raquel, wie ihre Knie weich wurden. Inspektor Baín stützte sie.

»Wir haben sie ins künstliche Koma versetzt«, teilte der Arzt ihnen mit. »Sie hat eine Gehirnerschütterung, aber

wir hoffen, dass es nichts Ernsteres ist. Wir werden sie auf jeden Fall noch ein paar Tage beobachten, falls Komplikationen auftreten sollten ...«

Raquel wandte sich nervös an Santiago Baín. »Darf ich sie berühren ...?«

Der Kommissar sah den zustimmenden Blick des Arztes, während er die Tür zu dem Raum aufschob. Raquel ging hinein und näherte sich unsicher dem Bett. War sie es wirklich? Sie hatte diesen Moment für unmöglich gehalten, hatte ihn aus all ihren Träumen verdrängt, deswegen kam ihr das alles jetzt so unwirklich vor. Konnte sie es sein? Konnte das Ana sein?

Sie betrachtete sie eine Weile, wagte aber nicht, sie zu berühren. Sie hatte Angst, jede Bewegung könnte den Zauber brechen und ihre Tochter würde wieder verschwinden, mitsamt dem Krankenhausbett, dem Zimmer und dem Polizisten. Raquel würde schweißgebadet in ihrem Bett aufwachen und feststellen, dass alles nur ein Traum gewesen war. Eine Lüge.

Aber Ana verschwand nicht, als ihre Mutter ihre Hand nahm. Raquel hielt sie ganz fest, als wolle sie verhindern, dass ihre Tochter wieder verschwand. Sie spürte ihre Wärme. Dann ließ sie ihre Hände über Anas Körper gleiten, betastete ihre mit Schnittwunden übersäten Arme, ihre Schultern, ihr Gesicht. Fünf Jahre waren vergangen. Ana war nicht mehr das kleine Mädchen, das damals verschwunden war. Sie war jetzt sechzehn, ihr Gesicht hatte sich verändert. Schmäler, die Lippen voller, weiße Haut. Sie war fast eine Frau.

Mit Tränen in den Augen drehte sich Raquel zu Santiago Baín um.

»Hat schon jemand mit ihr gesprochen? Hat sie was erzählt?«, fragte sie.

»Noch nicht«, antwortete der Inspektor.

Victor Gamero räumte ein Regal für Sara leer. Eigentlich war der Raum als zusätzliches Büro gedacht gewesen, aber weil die versprochene Verstärkung nie in Monteperdido angekommen war, nutzten sie ihn nun als Abstellraum. Víctor erzählte Sara, dass es in der Dienststelle neun Polizeibeamte gab, außerdem vier Männer von der Bergwacht, die Offizier Sanmartín unterstanden. Aber Sara bezweifelte, dass sie mit dieser Sondereinheit rechnen konnte. Die Bergrettung hatte wahrscheinlich mehr als genug mit den Touristen zu tun, die unvorbereitet ins Gebirge gingen.

»Die werden erst mal ihre eigene Arbeit machen müssen«, sagte Sara.

»Sie haben hier das Kommando«, erklärte Víctor, obwohl er nicht vorhatte, Anweisungen von Sara Campos und Inspektor Baín entgegenzunehmen, die nicht unmittelbar mit dem Fall der entführten Mädchen zu tun hatten.

In dem Raum gab es zwei Schreibtische und ein großes Fenster. Es war Nacht, und so konnte man den Kiefernwald nicht sehen, der unmittelbar an die Straße grenzte. Dort waren die Mädchen verschwunden. Sara ließ die Akten auf einen der Schreibtische fallen.

»Brauchen Sie noch was?«, fragte Víctor.

»Die Schlüssel zum Gebäude und einen Computer.«

»Morgen lasse ich Ihnen einen aufstellen«, versprach er, während er ihr einen Schlüssel für die Dienststelle überreichte.

»Dann bis morgen früh um halb sieben vor der Pension. Ich möchte, dass Sie mich zu der Stelle fahren, wo das Mädchen gefunden wurde.«

»Ich kann Ihnen einen Wagen zur Verfügung stellen.«

»Mir ist es lieber, wenn Sie mich abholen kommen«, sagte Sara bestimmt. »Wenn wir unsere Arbeit gut machen, werden wir Lucía finden.«

»Wir machen unsere Arbeit immer gut«, erwiderte Víctor bissig. »Kann ich gehen, oder soll ich Sie noch zur Pension bringen?«

»Ich gehe zu Fuß. Es gibt höchstens vier Straßen im Dorf. Ich glaube nicht, dass ich mich verlaufe.«

Victor lächelte, dann verließ er das Büro. Seine ruhige, besonnene Art gefiel Sara. Er erinnerte sie an einen Sheriff aus einem Western, der vor seinem Büro saß, das Gewehr im Arm, eine Zigarre zwischen den Lippen, während die Sonne über der Prärie unterging. Sie lebte in einem anderen Tempo, das durch die Hektik der Ermittlungen vorgegeben wurde, er hingegen schien ganz eins mit sich und der Natur. Vielleicht musste das an einem Ort wie Monteperrido so sein.

Sara lächelte noch immer, als Víctor mit einem Teller zurückkam und ihn auf den Schreibtisch stellte. Es war ein Stück zimtbrauner Kuchen auf einem Spiegel aus gelber Soße.

»*Candimus*«, erklärte er. »Die Freundin von einem unserer Polizisten ist Konditorin. Es ist ein typisches Dessert hier aus der Gegend. Ich habe einen bei ihr bestellt, als ich erfahren habe, dass Ana gefunden wurde. Ich wollte ihn ihr mitbringen«, setzte er hinzu. »Aber da sie ja vorerst im Krankenhaus bleiben muss, sollten wir ihn aufessen, bevor er schlecht wird. Wir bringen ihr einen neuen, wenn sie nach Hause kommt.«

»Danke«, sagte Sara ein wenig überrascht.

»Er schmeckt nach Karamell und Zitrone, wirklich lecker, Sie werden sehen.«

Als Víctor gegangen war, betrachtete Sara das Stück *Candimus*. Darauf waren ein paar Buchstaben aus Zucker, vermutlich ein Teil der Aufschrift, mit der der Kuchen verziert gewesen war: »illko«. »Willkommen«, nahm sie an.

Sara seufzte. Sie benahm sich wie ein Ekel, und Gamero

brachte ihr ein Stück Kuchen. Sie tunkte den Finger in die Soße undleckte ihn ab. Es schmeckte köstlich.

Santiago Bain wartete, dass der Kaffeeautomat im Wartebereich den Espresso ausspuckte, um den Raquel ihn gebeten hatte. Sie hatte bei ihrer Tochter bleiben wollen, aber der Arzt hatte darauf bestanden, dass Ana ihre Ruhe brauche. Auf dem Weg zum Wartebereich hatte Santiago dem Arzt ein Zeichen gegeben, und der hatte ihn in ein leeres Zimmer geführt. Er wolle so schnell wie möglich mit Ana sprechen, er müsse wissen, was passiert war, sagte ihm der Kommissar. Aber der Arzt hatte sich geweigert, den Aufwachprozess zu beschleunigen.

»Das Leben eines weiteren Mädchens hängt von Ihrer Entscheidung ab«, hatte Santiago ihn unter Druck gesetzt.

»Jetzt muss ich mich zuallererst um Anas Leben kümmern. Und ich werde kein Risiko eingehen.«

Es wäre ein grausames Spiel des Schicksals, wenn Raquel ihre Tochter zurückbekam, nur um sie wieder zu verlieren. Santiago wusste, dass er sich gedulden musste. Ana würde schon noch aussagen.

»Wer hat eigentlich das Auto gefunden?«, fragte Raquel, als Santiago ihr den Kaffee brachte.

»Ein Mann aus Posets. Er war auf dem Rückweg aus Barbastro, als er den Rauch bemerkte. Zuerst dachte er, es würde brennen, aber dann entdeckte er das Auto.«

»Ich würde mich gern bei ihm bedanken. Wenn er das Auto nicht gesehen hätte ...«

»Sie sollten nicht darüber nachdenken, was hätte passieren können. Ana ist hier, das ist alles, was zählt«, sagte Santiago beruhigend.

Plötzlich hallten Schritte durch die stillen Krankenhausflure. Jemand kam eilig näher, bog beinahe im Laufschrift um die Ecke und blieb im Wartebereich stehen, um

zu Atem zu kommen. Raquel fuhr überrascht auf, als sie ihn sah.

»Álvaro, was machst du denn hier?«

Es war fast vier Jahre her, seit sie ihren Mann zuletzt gesehen hatte.

Sara streckte sich. Ihr Rücken schmerzte. Sie waren am Vormittag in Madrid losgefahren, und seither hatte sie keine Minute Ruhe gehabt. Die Uhr zeigte vier Uhr nachts, und auf dem Schreibtisch herrschte nach wie vor Chaos. Blätter voller Notizen und Unterstreichungen. Sie stand auf, nahm die Schlüssel, die Víctor Gamero ihr gegeben hatte, legte das Pistolenhalfter um, das sie über die Stuhllehne gehängt hatte, und ging hinaus.

Von den Bergen wehte ein kühler Wind. Sie hätte gern etwas Wärmeres angehabt als den Sweater. Bevor sie sich auf den Weg zur Pension machte, betrachtete sie den Wald auf der anderen Straßenseite. Sie überquerte die Straße, und für einen Moment war sie versucht, sich den Wald genauer anzusehen, obwohl sie wusste, dass es Unsinn war. Es war stockdunkel, und in diesem Wald war nichts, was ihr etwas über Lucía verriet.

Diesem Mädchen galt ihre erste Sorge. Wenn der Mann, der den Wagen gefahren hatte, der Entführer der Mädchen war, konnte es sein, dass Lucía immer noch irgendwo eingesperrt war. Niemand wusste, in welchem Zustand sie sich befand und wie lange sie allein überleben konnte.

Monteperdido lag still da. Das Rauschen des Flusses, der Wind in den Bäumen und ihre eigenen Schritte auf dem Asphalt waren alles, was zu hören war. Sie wusste, dass sie heute Nacht kein Auge zutun würde, aber eine Dusche und ein paar Stunden Ruhe würden ihr guttun.

Die Straße führte bergauf zur Brücke, die über den Fluss führte; die meisten Häuser des Dorfs lagen auf der

anderen Seite. Sie ging am Waldrand entlang, als sie plötzlich ein Geräusch hörte. Sie spähte zwischen die Bäume. Die Dunkelheit war mit Händen zu greifen. Etwas bewegte sich, Blätter raschelten. Sie griff nach der Pistole und entsicherte sie. Gleichzeitig kam sie sich dumm vor, weil sie ihre Angst nicht im Griff hatte. Das ist die Müdigkeit, sagte sie sich. Es ist dieser Ort. Die Gedanken, was mit Lucía passiert sein könnte. Das war es, was ihr zu schaffen machte. Und das war es, was Santiago ihr ersparen wollte, indem er sie aus den Vernehmungen heraushielt.

Plötzlich kam ein dunkler Schatten aus dem Wald gestürzt und machte einen Satz auf sie zu. Als Sara sich umdrehte, war das Tier schon bei ihr. Im Reflex hob sie die Pistole und schoss. Das Blut war wie ein roter Pinselstrich in der Nacht. Der Hund brach mit einem Jaulen zusammen. Die Pistole noch in der Hand, betrachtete Sara den wimmernden Hund. Der Schuss hatte ihn an der Flanke getroffen. Sara ging näher an das Tier heran. Es war Nieve, Víctors Hund.

»O Gott«, entfuhr es ihr.

Die Polizisten, die den Eingang des Krankenhauses bewachten, hatten Befehl, niemanden durchzulassen. Nicht mal ihn, Joaquín Castán. Lucías Vater. Als die Ermittler gegangen waren, hatte er sich wie ein wildes Tier im Käfig gefühlt. Seit Jahren hatten sie auf ein Wunder gewartet. Aber nicht auf dieses Wunder. Obwohl niemand es aussprach, wusste er, was Montserrat dachte: Warum Ana? Warum nicht Lucía? Gott hatte sich nicht nur geweigert, ihre Wunde zu heilen. Nein, er legte den Finger noch tiefer hinein und wühlte darin herum.

»Ich fahre ins Krankenhaus«, sagte Joaquín schließlich.
»Kommst du mit?«

Montserrat schüttelte fast unmerklich den Kopf.

»Soll ich deinen Bruder anrufen, damit er vorbeikommt?«, fragte Joaquín, aber sie schüttelte erneut den Kopf. Sie wollte allein sein. »Alles in Ordnung? Geht es dir gut?«, erkundigte er sich.

»Wie sollte es mir gutgehen?«, flüsterte Montserrat.

Joaquín hatte mit Víctor gesprochen, aber der konnte ihm auch nicht weiterhelfen. Die Kriminalbeamten aus Madrid hatten den Fall übernommen. Was wollte er hier? Er beschloss, nach Monteperdido zurückzufahren und den nächsten Morgen abzuwarten. Er wusste, dass Montserrat schlaflos im Bett lag, weil sie Angst davor hatte, dass das Nächste, was sie von Lucía zu Gesicht bekamen, ihre Leiche sein würde.

Joaquín sah Raquel aus dem Krankenhaus kommen. Sie setzte sich auf eine Bank neben dem Eingang und nahm ein Päckchen Zigaretten heraus, aber es war leer. Dann entdeckte er den Kommissar, der bei ihm zu Hause gewesen war, und dahinter Álvaro. Seine schlanke Gestalt, das glatte, frühzeitig ergraute Haar, das er sich mit einer Geste aus dem Gesicht strich, die er so oft an ihm gesehen hatte.

Joaquín schlug die Autotür fest zu. Er wollte, dass sie ihn bemerkten. Inspektor Baín sah ihn näher kommen und merkte, wie Álvaro nervös wurde. Anas Vater war unsicher, ob er den Rückzug antreten oder auf Joaquín warten sollte, der mit großen Schritten heranstürmte. Lucías Vater war groß und kräftig. Trotz seines Alters war unter der Kleidung ein Körper zu erahnen, der sich die Spannkraft der Jugend bewahrt hatte.

»Wer hat dir Bescheid gesagt?«, schrie Joaquín Castán schon von weitem.

»Joaquín, bitte ...«, versuchte Raquel zu vermitteln.

Santiago hielt sich raus. Wie Sara hatte er auf der Fahrt die Akten studiert. Man musste nicht zwischen den Zeilen lesen, um die Abneigung zwischen den Vätern der ver-

schwundenen Mädchen zu bemerken. Joaquín hatte Álvaro immer wieder beschuldigt und seine Festnahme gefordert.

»Gaizka hat mich angerufen. Er hat das Auto entdeckt«, antwortete Álvaro mit fester Stimme. Er hatte beschlossen, keinen Schritt zurückzuweichen und Joaquín zu zeigen, dass er keine Angst vor ihm hatte.

»Hieß es nicht, du hättest das Dorf verlassen?«

Álvaro antwortete nicht. Sein Schweigen machte deutlich, dass er sich nicht in die Enge treiben lassen würde. Lucías Vater wandte sich nervös an Santiago Bain.

»Was hat das Mädchen gesagt?« Es klang wie ein Vorwurf.

»Sie ist noch nicht bei Bewusstsein. Wenn es etwas Neues gibt, sind Sie der Erste, der davon erfährt«, beruhigte ihn der Inspektor.

»Aber dann ist es vielleicht zu spät!« Allmählich verrauchte Joaquíns Wut, und der Schmerz blitzte durch.

»Joaquín, wenn Ana zurückgekommen ist, dann kann Lucía das auch«, sagte Álvaro und machte einen Schritt auf ihn zu. Jeder konnte sehen, dass Joaquín kurz davor war, zusammenzubrechen.

Bei diesem inneren Kampf, der sich schon tausendmal in Joaquín abgespielt hatte, gab es einen klaren Sieger. Als ob ein kleines Tier den Herrn der Berge bezwingen könnte. Álvaro legte Joaquín die Hand auf die Schulter. Es sah eher aus, als wolle er ihm verzeihen, statt ihm Mut zu machen. Joaquín fuhr herum und packte Álvaro am Kragen.

»Fass mich nicht an!«, drohte Anas Vater und hob die Faust.

Santiago Bain ging dazwischen, aber er musste nicht eingreifen. Joaquín ließ Álvaro los und stieß ihn von sich. Dann atmete er tief durch und sah den Inspektor an.

»Ich hoffe, Sie halten ihn von dem Mädchen fern.«

»Gibt es Ihrer Meinung nach Gründe dafür?«, wollte Santiago Baín wissen.

»Ana muss die Wahrheit sagen. Wir wissen noch nicht, was mit meiner Tochter ist.«

»Das wird sie tun«, versicherte Santiago. »Sie wird alles erzählen, was sie weiß.«

Joaquín Castán wandte sich ab, stieg in sein Auto und raste davon. Bei Nacht konnte die Rückfahrt nach Montepedrido über zwei Stunden dauern. Zwei Stunden, in denen er die Zähne zusammenbeißen musste. Er würde nicht zusammenbrechen. Nicht jetzt.

Ein Pfleger hatte Raquel eine Zigarette gegeben. Der Tabakrauch vermischte sich mit ihrem Atem. Es war kalt geworden. Santiago setzte sich neben Álvaro auf eine Bank, ein paar Meter von seiner Frau entfernt. Der Mann hatte den Blick auf den Boden gerichtet; Santiago hatte ihn noch nicht einmal lächeln sehen. Scharfgeschnittene Gesichtszüge, schneeweiße Haut, stahlblaue Augen.

»Sind Sie in Ordnung?«, erkundigte er sich.

»Ich weiß nicht ...«, sagte Álvaro leise. »Doch, natürlich ... Nach all den Jahren fällt es schwer zu glauben, dass der Albtraum vorbei ist.«

Álvaro versuchte zu lächeln, aber es blieb bei einer kläglichen Grimasse. Santiago tätschelte ihm beruhigend den Oberschenkel und lehnte sich dann mit einem Seufzen zurück. Er verstand die widersprüchlichen Gefühle von Anas Eltern; sie konnten sich noch nicht richtig freuen, solange ihre Tochter nicht bei Bewusstsein war. Was erwartete sie, wenn sie zu sich kam? Welche Geschichten würde sie ihnen erzählen?

Die Nacht hatte in einem Krankenhaus immer etwas von einer Totenwache, dachte er.

Die Türklingel riss Víctor aus dem Schlaf. Orientierungslos stand er auf und sah aus dem Fenster. Draußen war es noch dunkel. Er schaltete das Licht im Flur an und wartete, bis sich seine Augen an die Helligkeit gewöhnt hatten. Es klingelte erneut. Als Víctor öffnete, stand Sara vor ihm. Sie trug Nieve auf dem Arm.

»Es tut mir leid«, sagte sie.

»Was ist passiert?«

»Sie hat mich angesprungen, als ich zur Pension gehen wollte ...«

Erst jetzt sah Víctor das Blut an Saras Händen. Er nahm ihr Nieve ab, die vor Erschöpfung und Schmerz wimmerte.

»Was haben Sie getan?«, brüllte er.

»Ich schwöre Ihnen, sie hat mich angegriffen ... Ich wusste nicht, dass sie es war ... Ich hätte nicht geschossen, wenn ich gesehen hätte, dass es Ihr Hund ist.«

»Sie haben auf Nieve *geschossen*?«

»Vielleicht kann man noch was machen«, sagte Sara kleinlaut.

Víctor nahm die Wunde in Augenschein, dann fluchte er leise und suchte sein Handy. Er wählte eine Nummer. Sara stand noch immer in der Tür und wusste nicht, ob sie reinkommen sollte oder nicht. Víctor hielt den Hund gegen das weiße T-Shirt gedrückt, das er zum Schlafen trug und das sich mittlerweile rot gefärbt hatte.

»Es tut mir wirklich leid.«

»Nicolás, entschuldige, dass ich dich wecke. Ich bin's, Víctor. Du musst zu mir nach Hause kommen. Nieve ist angeschossen worden ... Ich versuche, die Blutung zu stoppen, aber beil dich.«

Víctor legte auf und sah, dass Sara immer noch in der Tür stand.

»Hauen Sie ab!«, rief er und schlug die Haustür zu.

Wie sollte sie schlafen? Als sie in der Pension ankam, blieb Sara vor dem Kaffeeautomaten an der Rezeption stehen. Sie warf eine Münze ein und wartete auf ihr Getränk. Rechts neben dem Rezeptionsschalter war die Tür zum Treppenhaus, das zu den Zimmern führte. Links befanden sich der Speisesaal und ein kleiner Aufenthaltsraum. Sie ging in den Aufenthaltsraum, während der frisch gebrühte Kaffee ihr die Finger verbrannte. Ein paar Sofas und Sessel mit kleinen Tischchen, zwei Tische mit Kohlebecken und den passenden Stühlen vor den Fenstern. Die Polizistin ging zu einem Sessel in einer Ecke des Raums. Es war dunkel im Zimmer, nur der Nachthimmel über Monteperdido spendete ein schwaches bläuliches Licht. Sie betrachtete ihren Kaffee. Er war heiß, beinahe kochend heiß. Sie merkte, wie sich ihr Magen verkrampfte. Sie stellte den Kaffee ab. Sogar der Geruch war ihr unangenehm. Ihr war zum Heulen zumute.

Als sie ein Geräusch hörte, sah sie sich suchend um. Leder knarzte. In der Dunkelheit konnte sie sehen, dass sich auf einem der Sofas etwas bewegte. Dann war eine raue Stimme zu hören:

»Schlaflos?«

Die dunkle Masse knipste ein kleines Lämpchen mit grünem Lampenschirm an. Als das Licht auf sie fiel, stellte Sara fest, dass es sich um eine Frau handelte. Sie musste um die sechzig sein. Ihr braunes, lockiges Haar war auf einer Seite zerdrückt; die Frau fuhr mit den Fingern hindurch, um es wieder in Form zu bringen. Ihr rundliches Gesicht wirkte wie aus Knete modelliert. Sie hatte vorstehende Augen, ein Eindruck, der durch die Schatten, die das Lämpchen warf, noch verstärkt wurde. In dem grünlichen Licht erinnerte sie an eine Kröte. Eine weise, gütige Kröte, wie im Märchen.

»Darf ich?«, fragte die Frau und bat mit einer Handbewegung um Erlaubnis, sich zu Sara gesellen zu dürfen.

Die Polizistin setzte sich auf und nahm ihren Kaffeebecher, als wolle sie Platz machen. Als die Frau aufstand, war sie kaum größer, als sie im Sitzen gewesen war. Mit schlurfenden Schritten kam sie zu Sara. Ihre Arme und Beine waren extrem kurz, als hätte sie keine Gelenke. Weder Knie noch Ellenbogen. Ihr leicht schwankender Gang unterstützte diesen Eindruck noch. Sie trug eine Art alten Overall. Als sie die Sitzgruppe erreicht hatte, nahm sie mit einem kleinen Hüpfen in einem Sessel Platz. Ihre sicherlich ebenfalls rundlichen Füße in den winzigen Turnschuhen baumelten in der Luft. Sie stellte eine Plastikflasche mit einer roten Flüssigkeit auf den Tisch, bei der Sara nicht erraten konnte, worum es sich handelte. Die Frau stöhnte leise. Scheinbar hatten sie die paar Schritte große Anstrengung gekostet.

»Schlaflosigkeit ist ein großer Mist«, urteilte sie mit ihrer Kettenraucherstimme. »Es ist jede Nacht dasselbe. Ich ziehe das Nachthemd an und trinke ein Glas Milch, dann lege ich mich ins Bett, bis mir irgendwann der Rücken weh tut vom Herumwälzen. Also stehe ich wieder auf, ziehe den Jogginganzug an – vergiss es. Wieder eine schlaflose Nacht. Ich heiße übrigens Caridad.«

Sara lächelte. Sie verstand nur zu gut. Dann fiel ihr auf, dass das, was die Frau trug, ein aus der Mode gekommener Jogginganzug war. Ein Ladenhüter aus den Achtzigern. Mit seinem altrosa und grauen Muster und völlig formlos ließ er Caridad noch gedrungener erscheinen.

»Ich wohne gegenüber«, sagte Caridad und deutete mit dem Kopf zum Fenster. »Manchmal gehe ich nachts im Dorf spazieren, bis es hell wird. Andere Male komme ich hierher. Die Sofas sind bequem, und der Rücken tut mir weniger weh. Elisa ist es egal; bevor der erste Gast aufsteht,

bin ich wieder weg. Und du? Willst du dich nicht vorstellen? Das ist ja, als würde ich mit einem Gespenst reden.«

»Ja, Verzeihung ...«, antwortete Sara, immer noch ein bisschen fassungslos. »Kriminalkommissarin Sara Campos.«

»Ich hab auch einen Nachnamen, weißt du? Caridad ScheißaufdieSchlaflosigkeit.« Und sie brach in ein donnerndes Lachen aus, das in der Stille der Nacht widerhallte. »'tschuldigung«, sagte sie dann. »Vor lauter Schlafentzug rede ich jede Menge Unsinn.«

»Ach, macht nichts«, sagte Sara lächelnd.

»Hast du einen umgebracht? Oder bist du die Tote?«

Caridad musterte Saras Sweater. Die bemerkte erst jetzt, dass sie einen dunklen Fleck aus getrocknetem Blut auf der Brust hatte. Nieves Blut.

»Nein ... Also, ich glaube nicht ...« Sara hatte Angst, dass der Hund mittlerweile tot sein könnte. »Es gab einen Unfall.«

»Bist du verletzt? Soll ich mal nachschauen? Ich bin Krankenschwester, weißt du. Und Fußpflegerin. Aber an den Füßen hast du nichts, oder?«

»Mir geht's gut«, beteuerte Sara, während sie das Blut betastete. Es war eine zähe Masse, es ließ sich nicht mal mehr verreiben.

»Ich müsste den anderen sehen, stimmt's?« Erneut hallte Caridads Lachen in der Stille wider. Sara befürchtete, dass sie jemanden aufwecken könnte.

»Es war ein Hund«, flüsterte Sara in der Hoffnung, dass auch Caridad die Stimme senken würde, wenn sie es tat.

»Ach so, na dann ...« Caridad rekelte sich ein wenig in ihrem Sessel. Die Missbilligung in ihrer Stimme war nicht zu überhören. »Ein Hund. Dann ist es ja nicht weiter schlimm. Man sollte hin und wieder einen Köter umlegen. Das entspannt.«

»Ich hab Ihnen doch gesagt, es war ein Unfall«, verteidigte sich Sara. »Und ich weiß auch gar nicht, ob der Hund tot ist.«

»Warum sich Gedanken machen? Das arme Tier wird irgendwo liegen und verbluten ... Das ist viel humaner.«

»Ich habe ihn zu seinem Besitzer nach Hause gebracht. Oder warum, glauben Sie, sind meine Kleider so versaut?« Sara konnte ihren Zorn nur mühsam beherrschen.

»Stell dich nicht so an, Sara Campos. Wir unterhalten uns nur ein bisschen. Bis wir müde werden ...« Caridad hob beschwichtigend die Ärmchen. »Aber wenn du nicht über den Hund sprechen willst, sprechen wir halt über was anderes. Bist du wegen der verschwundenen Mädchen hier? Furchtbare Sache, oder?«

Sara sah Caridad erstaunt an. Sie war von Angriff auf Herzlichkeit umgeschwenkt.

»Ich darf nicht über den Fall sprechen«, sagte Sara.

»Also, worüber sprechen wir dann? Über die Töle?«, entgegnete Caridad aufgekratzt. Sie beugte sich so weit vor, dass ihre Brüste auf dem Tisch zu liegen kamen, verschränkte die Hände und ließ die Finger umeinander kreisen. Sie wirkte wie ein gelangweiltes Kind.

»Ich glaube, ich habe jetzt die nötige Bettschwere«, leitete Sara den Abschied ein.

»Also echt!«, schimpfte Caridad, und ihre Reibeisenstimme hallte im Raum wider. »Ist nicht böse gemeint«, sagte sie entschuldigend, als sie Saras verdutztes Gesicht sah, »aber du legst dich in die Falle, und ich schlag mir hier die Nacht um die Ohren.«

»Ich muss noch duschen«, rechtfertigte sich Sara, als wäre sie irgendwie verpflichtet, der Frau Gesellschaft zu leisten.

»Na los, geh schon«, forderte Caridad sie auf und fuchtelte mit ihrem kleinen Händchen in der Luft. »Und mach

dir nicht so viele Gedanken wegen dem Hund. Mit dem schlechten Gewissen ist es wie mit der Schwiegermutter: Wenn es sich erst mal gemütlich eingerichtet hat, wird man's nicht wieder los.« Caridad kramte in der Hosentasche ihres Jogginganzugs, förderte ein Päckchen Zigaretten zutage und bot ihr eine an. »Rauchst du?«

»Nein, danke«, antwortete Sara und stand auf.

»Wenn Víctor mich noch nicht angerufen hat, kann es nicht so schlimm sein. Für mich macht es keinen Unterschied, ob ich ein Hühnerauge entferne oder einen Hund behandle. So läuft das hier im Dorf. Aber er scheint zu Nicolás Souto gegangen zu sein.«

Sara hielt im Gehen inne. Caridad hatte ihre Zigarette angezündet und schaute durchs Fenster auf die menschenleeren Straßen von Monteperdido.

»Woher wissen Sie, dass es Víctors Hund war?« Sara wusste nicht, ob sie lachen oder ungehalten werden sollte.

»Kindchen, das hier ist ein kleines Kaff. Wirst du noch merken«, lautete die Antwort.

»Und warum fragen Sie mich dann aus, als ob Sie von nichts wüssten?«

»Um zu reden. Hab ich doch schon gesagt. Ich hab nachts nicht oft Gesellschaft ...«

Caridad sah sie kleinlaut an. Oder spielte sie immer noch mit ihr? Sara wünschte ihr eine gute Nacht und ging. Beim Hinausgehen fiel ihr Blick noch einmal auf diese kleine Frau, die gerade den Zigarettenrauch ausstieß und mit den zu kurzen Beinen in der Luft baumelte, beleuchtet vom smaragdgrünen Licht der einzigen Lampe. Es hätte sie nicht gewundert, wenn Caridad plötzlich in der Rauchwolke verschwunden wäre.

Nicolás Souto schwitzte so stark, dass ihm ständig die Brille von der Nase rutschte. Er musste immer wieder

die Nadel weglegen, um sie hochzuschieben; mittlerweile hatte er schon einen roten Fleck auf der Nasenspitze. Aber Víctor hatte nur Augen für Nieve. Der Hund lag betäubt auf dem Küchentisch, der als improvisierter Operationstisch diente.

»Wirst du sie anzeigen?«, fragte Nicolás, während er die Wunde nähte. »Ich meine, wie zeigt ein Polizist einen anderen an? Geht man einfach hin und macht seine Anzeige, oder muss man da ein internes Verfahren anstrengen?«

Nicolás hatte die Nadel auf Nieves Fell abgelegt, so wie man den Löffel auf dem Teller ablegt, wenn man von etwas anderem abgelenkt ist. Er zwinkerte heftig. Ein nervöser Tick. Die Brille war ihm schon wieder auf die Nasenspitze gerutscht. Er schob sie hoch und beschmierte dabei das Gestell mit Blut.

»Was weiß ich, Nicolás. Findest du, das ist der richtige Moment für solche Fragen?«, sagte Víctor verärgert.

»Nein, natürlich nicht«, antwortete der Tierarzt betreten und machte sich wieder ans Nähen. »Eine Anzeige mitten in den laufenden Ermittlungen wegen der Mädchen, das wäre Irrsinn. Ana liegt im Krankenhaus, Lucía ist nach wie vor verschwunden ... Ein Irrsinn. Und dann eine leitende Ermittlerin. Aber dieser Vorfall macht die Zusammenarbeit sicher nicht leichter ...«

Víctor gab sich alle Mühe, Nicolás' Geschwätz auszublenzen. Er wollte nicht vor dem Tierarzt die Nerven verlieren. Fast zwei Stunden war er mit dem Hund allein gewesen. Es war ihm zwar gelungen, die Blutung zu stoppen, aber er hatte Angst gehabt, die Kugel könnte ein lebenswichtiges Organ verletzt haben. Das Warten kam ihm endlos vor. Die Nacht schien nie vorbeizugehen. Der Tierarzt war erst gegen halb sechs Uhr morgens gekommen. Er hatte erhitzt gewirkt, seine Wangen waren gerötet, auf seiner Stirn standen Schweißperlen. Man hätte meinen

können, Víctor hätte ihn nicht aus dem Bett geholt, sondern ihn gezwungen, einen Marathonlauf abzubrechen. Der Tierarzt entschuldigte sich, dass es so lange gedauert hatte, und sah sich den Hund an. Víctor hatte ihn auf ein Kissen gelegt, eine Decke über ihn gebreitet und die Heizung hochgedreht, damit der Hund seine Körpertemperatur hielt. Anfangs hatte Nieve gejault, aber irgendwann hörte der Hund auf zu wimmern und war ganz still. Víctor hielt immer wieder die Hand vor seine Schnauze, um sich zu vergewissern, dass er noch atmete. So verrann die Zeit, während er Nieves heißen Atem an seinen Fingern spürte.

»Sieht nicht so schlecht aus«, war das Erste, was Nicolás sagte, als er die Wunde sah. »Ein glatter Durchschuss. Das war keine Jagdwaffe. War ein kleineres Kaliber. Ein Revolver.«

Erst jetzt erzählte Víctor ihm, dass es Sara Campos gewesen war, die Kriminalkommissarin aus Madrid, die wegen der Sache mit Ana ins Dorf gekommen war, die auf Nieve geschossen hatte. Nicolás hatte es tatsächlich geschafft, eine halbe Stunde den Mund zu halten. So lange, wie er brauchte, um dem Hund eine Betäubungsspritze zu geben, die Wunde zu säubern und zu nähen. Jetzt, wo der Eingriff so gut wie abgeschlossen war, konnte er seine Neugier nicht länger im Zaum halten.

»Ich persönlich finde ja, du solltest es ihr irgendwie heimzahlen, verstehst du, was ich meine? Also zum Beispiel, wenn ihr bei den Ermittlungen in eine brenzlige Situation kommt. Sie droht in eine Schlucht zu stürzen, du streckst ihr die Hand entgegen und sagst dann im letzten Moment: ›Das ist für Nieve‹, ganz dramatisch, und dann lässt du los, und sie zerschellt auf den Felsen ...« Nicolás legte die Nadel auf den Tisch und sah Víctor mit einem Grinsen an. »Na?«

Víctor riss sich zusammen. Nicolás hatte die Gabe, ihn

aus dem Häuschen zu bringen. Sein absurdes Geschwätz ermüdete ihn, es raubte ihm den letzten Nerv. Diese Nacht war einfach zu viel für ihn. Víctor schloss die Augen, atmete tief durch und fragte dann: »Wird Nieve durchkommen?«

»Dem Hund geht's gut«, beteuerte Nicolás, als bestünde daran gar kein Zweifel. »Er hat ein bisschen Blut verloren und wird ein paar Tage brauchen, um wieder auf die Beine zu kommen. Ich kann dir nichts versprechen, aber mit ein bisschen Glück bleibt nur ein Hinken zurück. Der Schuss hat den Muskel am Hinterlauf getroffen ...«

Über das Gesicht des Polizisten huschte ein Lächeln. Nicolás war Viehdoktor. Pferde und Kühe. Allenfalls mal ein Schwein. Die Hunde, die er behandelte, waren Jagdhunde. Ihre Besitzer hatten nicht ein solches Verhältnis zu ihnen wie Víctor es zu Nieve hatte. Sie waren Nutztiere. Der Tod eines solchen Hundes war allenfalls ein finanzieller Verlust. Daher die Gleichgültigkeit, mit der Nicolás über Nieves Genesung sprach.

Victor streichelte Nieve, die immer noch bewusstlos war. Er schmiegte sein Gesicht an die Schnauze des Hundes. Sein vertrauter Geruch vermischte sich mit dem des Desinfektionsmittels, mit dem Nicolás die Wunde gereinigt hatte. Nieve war jetzt sieben Jahre alt. Sie war ein Geschenk der Bruderschaft Santa María gewesen. Der Hund war für ihn eine Art Rettungsanker gewesen, durch den er allmählich wieder festen Boden unter den Füßen bekommen hatte. Er würde dem Hund und dem ganzen Dorf ewig dankbar dafür sein, dass sie ihn gerettet hatten, als er am Abgrund stand.

Der Himmel vor dem Küchenfenster färbte sich allmählich tiefblau. Bald würde es hell werden. Víctor wusste, dass er Sara abholen musste; ihm blieb gerade noch Zeit, zu duschen und sich umzuziehen.

»Geh ruhig«, sagte Nicolás, als Víctor ihn fragte, ob er

bei Nieve bleiben könne. »Ich bleibe hier, bis sie aufwacht. Aber vielleicht ist es doch besser, wenn du diese Polizistin nicht in eine Schlucht stößt. Du würdest dich in Teufels Küche bringen. Da muss eine elegantere Rache her.«

»Du bist hier der Schriftsteller«, sagte Víctor. Es war das größte Kompliment, das man Nicolás machen konnte.

Nicolás lächelte stolz und versprach, sich zu überlegen, wie Víctor die Sache mit der Polizistin zu Ende bringen könnte, ohne dass etwas an ihm hängenblieb. Unter der Dusche dachte Víctor, dass Nicolás aus ihm und Sara Campos bereits Figuren aus einem seiner Krimis gemacht hatte. Es war nicht das erste Mal. Er wusste, dass er dem Tierarzt schon öfter als Inspiration gedient hatte; er hatte es ihm selbst erzählt. Für einen dieser Mystery-Romane, die er schrieb und die nie veröffentlicht wurden. Warum schrieb er auch im örtlichen *Patués*? Es war sowieso schon schwierig genug, ein Buch zu veröffentlichen, aber in einer Sprache zu schreiben, die nur noch ein paar alte Leute in der Gegend sprachen, war schlicht und einfach Irrsinn. Manchmal dachte er, dass es diese Romane gar nicht gab. Dass sie nur ein Vorwand für Nicolás waren, um mit ihm ins Gespräch zu kommen. Er hatte Mitleid mit diesem Mann, der in der Küche auf Nieve aufpasste. Der im Dorf geboren war und doch ein Außenseiter blieb, schwitzend, die Nasenspitze mit Hundeblood befleckt.

Die Sonne war noch nicht zu sehen, aber ihre Strahlen lugten bereits hinter den Gipfeln hervor und brachten die Wärme ins Tal zurück. Die bewaldeten Hänge des Monte Albádes am Eingang des Dorfs eroberten als Erstes ihr Grün zurück. Es war, als erwachten die Bäume zu neuem Leben, als streckten und reckten sie sich, um ihre schmalen, immer länger werdenden Schatten zu werfen. Die schwarzen, taunassen Schieferdächer der Häuser glänzten

im Morgenlicht. Zwei-, allenfalls dreigeschossige Häuser, überragt vom Turm der Kirche Santa María. Mit seinen steinernen Mauern wirkte das Dorf vor der Bergkulisse von Ixeia, Monte Ármos und Kregüeña wie ein Kind, das sich ganz lang macht, um so groß zu sein wie die Erwachsenen. Der Gletscher schmolz immer noch, ohne Eile, und verwandelte sich unmerklich von Eis in Wasser.

13. Juli. *1746 Tage ohne Lucía*, hatte Joaquín auf die Tafel vor seinem Haus geschrieben.

Als er wieder ins Haus ging, sah er seinen Sohn auf dem Sofa liegen. Der Fernseher lief ohne Ton. Es roch nach Alkohol. Er ging zu ihm und schüttelte ihn. Quim öffnete die geröteten Augen.

»Weißt du eigentlich, was los ist?«, sagte Joaquín. Quims Stimme war belegt, er brachte kein Wort heraus. Sein Vater ließ ihm keine Zeit, eine Entschuldigung zu suchen. »Du riechst nach Alkohol.«

»Ist das alles? Mach das Fenster auf, wenn's dich stört.« Quim ließ sich wieder aufs Sofa fallen.

»Sie haben Ana gefunden. Sie liegt im Krankenhaus von Barbastro, aber von deiner Schwester gibt es nach wie vor keine Spur. Falls es dich interessiert.«

Joaquín wartete nicht ab, wie sein Sohn die Nachricht aufnahm, sondern ging ohne weitere Erklärungen nach oben, um zu duschen und so schnell wie möglich wieder zum Krankenhaus zu fahren.

Sara atmete tief durch, bevor sie die Pension verließ. Durchs Fenster hatte sie Víctor gesehen, der hinterm Steuer seines Jeeps auf sie wartete. Mit gesenktem Blick ging sie zum Wagen und stieg mit einem »Guten Morgen« ein. Víctor erwiderte den Gruß, ohne sie eines Blickes zu würdigen. Als sie Platz genommen hatte, drehte er den Zündschlüssel und startete. Los, jetzt sag schon was, dachte Sara.

»Wie geht's Ihrem Hund?«, fragte sie, während sie sich anschnallte.

»Lebt«, antwortete Víctor, während er in den Rückspiegel sah und auf die Straße einbog.

Sara hätte ihm gern gesagt, dass sie eine schlaflose Nacht hinter sich hatte. Dass sie sich hasste für das, was ihr passiert war. Sie hatte sich furchtbar erschreckt. Sie hatte keine Zeit gehabt, um zu sehen, was sich da auf sie stürzte, es war spät gewesen, schon fast dunkel ... Aber noch während sich all diese Entschuldigungen in ihrem Kopf formierten, stürzten sie wieder in sich zusammen. Was brachte das? Die Kugel war aus ihrer Pistole gekommen, und sie konnte sie nicht wieder in den Lauf zurückschieben. Auf einmal erschien es ihr egoistisch, hier zu lamentieren, nur um zu zeigen, wie leid ihr die Sache mit Nieve tat. Die ganzen Erklärungen, die sie in der Nacht durchgespielt hatte, waren sinnlos. Sie musste an die Angehörigen von Opfern denken, wenn sie sich das Gejammer von Vergewaltigern, Mördern, Entführern anhören mussten. Die unvermeidliche schlechte Kindheit, die fehlende Triebkontrolle, die Reue über das Leid, das sie verursacht hatten. Sie wusste, wie sehr diese Aussagen den Hass derer schürten, die mit den Folgen ihrer Taten leben mussten. Jede Erklärung war eine Rechtfertigung, und das Letzte, was jemand hören wollte, der einen geliebten Menschen verloren hatte, war eine Rechtfertigung. Es gab keine Begründung, die das Leid aufwog. Diese Entschuldigungen anzunehmen bedeutete, dass es keinen Schuldigen gab. Als könnte das Leid des Mörders das Leid des Opfers aufwiegen.

»Diese Straße führt durchs Dorf; ein paar Kilometer weiter oben ist die Abbiegung nach Posets. Posets ist ein kleinerer Ort, um die dreihundert Einwohner. Die meisten leben von Camping und Tourismus«, referierte Víctor in sachlichem Ton. Als er Saras erstauntes Gesicht sah, er-

klärte er: »Sie wollen doch hier ermitteln. Da kann es nicht schaden, die Gegend zu kennen.«

»Ja, natürlich ...«, antwortete sie verwirrt.

Hoffentlich würde er irgendwann aufhören, sie zu hasen, dachte Sara. Aber sie sagte nichts, sondern ließ Víctor weiter seinen unterkühlten Vortrag über Monteperdido halten. Im Osten die Gipfel des Monte Ármos, den Sara durch das Fenster ihrer Pension sehen konnte, und der Kregüña; dahinter lag das Dörfchen Posets. Sie fuhren die Hauptstraße von Monteperdido entlang, an der die meisten Geschäfte lagen. Außerdem die Touristenhotels. In nördlicher Richtung befand sich ein Gewirr schmaler steinerner Gässchen. Obwohl das Tal sich an dieser Stelle weitete, drängten sich die Häuser dicht aneinander, als suchten sie Halt an den Nachbarhäusern oder auch Schutz vor Gefahr von außen. Hinter den Schieferdächern ragten der Gipfel des Monteperdido und im Süden die Montes Malditos in den Himmel. Der Fluss Esera verlief parallel zur Straße; drei Brücken führten im Dorf über seine reißenden Fluten. Danach führte die Straße nach Barbastro hinunter, aber um das Tal zu verlassen, musste man den Congosto de Fall durchqueren, die Schlucht, durch die sie am Abend zuvor gekommen waren. Sara fiel auf, dass Víctor nichts über die Menschen und ihre Lebensumstände erzählte; er sprach nur über diese Kolosse aus Fels und Eis, von denen das Dorf umgeben war wie von einem Schutzwall. Es kam ihr vor, als wären diese Berge das einzig Bedeutende an diesem Ort. Das Einzige, was bliebe, wenn alles andere verschwunden war.

Als der Jeep in den Tunnel fuhr, verstummte das Gespräch. Was hätten sie auch reden sollen? Sara spürte, wie ihr die Tränen in die Augen stiegen. Sie hörte immer noch das Jaulen des Hundes, als er von dem Schuss getroffen wurde, wie ein Echo, das einfach nicht leiser wurde.

»Haben Sie was dagegen, wenn ich das Radio anstelle?«, fragte Sara schließlich, während sie an dem Knopf drehte.

Víctor sah, dass Sara ihm den Rücken zukehrte und aus dem Seitenfenster schaute. Laute Musik dröhnte aus dem Radio, aber er bemerkte trotzdem, dass sie sich zusammenreißen musste, um nicht loszuheulen. Er war ihr dankbar, dass sie ihren Kummer für sich behielt und nicht versuchte, bei ihm Trost zu finden. Er hätte ihr nicht geben können.

Sechzig Kilometer südlich von Monteperdido hatten die Rettungskräfte damit begonnen, das Auto aus der Schlucht zu bergen. Ein Abschleppwagen, der oben am Abgrund stand, sollte versuchen, es herauszuziehen. Auch ein paar Männer von der Bergrettung waren da. Víctor Gamero hatte Sara mit Sanmartín bekannt gemacht, dem Leiter der Bergwacht von Monteperdido. Während Sanmartín kurz die Situation schilderte, ließ er eine Menge alpine Fachbegriffe fallen: *Krete*, *Firngrat*, *Tobel*. Als wolle er sie auf Distanz halten. Mit dem kurzgeschorenen Haar und seiner tadellosen Uniform erinnerte er Sara an die Helden aus amerikanischen Soldatenfilmen, die so stolz auf sich waren, dass es lächerlich wirkte. Sie beschloss, seine Provokationen zu ignorieren und so zu tun, als wisse sie, was all diese Begriffe bedeuteten. Im Augenblick interessierte sie nur, was das Auto dort unten in der Schlucht verbarg. Sara war klar, dass sich die Untersuchungen über Tage hinziehen konnten. Die Leiche des Fahrers hingegen würde sie schon früher in Augenschein nehmen können. Der Tote lag bereits auf einer Trage neben dem Wagen, um mit dem Hubschrauber abtransportiert zu werden. Sara konnte einen ersten Blick auf ihn werfen, bevor man ihn zur Obduktion in die Gerichtsmedizin brachte. Nervös ging sie die Schotterpiste entlang, von der das Auto in die Tiefe ge-

stürzt war. Kollegen von der Kriminaltechnik untersuchten die Reifenspuren. Sara schaute in die Schlucht hinunter. Sie wäre gern nach unten geklettert, um sich den Wagen näher anzusehen. Sie musste unbedingt den Namen des Toten herausfinden, der Ana bei sich gehabt hatte. Als ihr Handy klingelte, schreckte sie hoch. Es war Santiago.

»Ana hat epileptische Anfälle bekommen. Sie wird gerade operiert«, sagte er.

Die Wände bewegten sich, sie zitterten, als ob sie aus Papier wären. Raquel rang nach Luft, sie bemühte sich wirklich, aber es ging nicht. Alles um sie herum drehte sich. Die Gesichter der Krankenschwestern, die Krankenhausflure, das Klappern von Türen und Tragen. Es war, als stürze sie in einen Abgrund, schnell, immer schneller, alles um sie herum war nur noch ein Karussell verschwommener Flecke. Sie fiel so schnell, dass sie nichts anderes tun konnte, als auf den Aufprall zu warten. Ihre ganze Panik brach sich in einem Schrei Bahn, dann sackte sie bewusstlos in den Armen eines Pflegers zusammen.

»Wir brauchen ein Bett!«, rief der Mann.

Eine Krankenschwester kam mit einer Beruhigungsspritze.

Als Ismael im Krankenhaus eintraf, sah er nur eine Menschenmenge, die sich um eine Person drängte, die mit ausgebreiteten Armen auf dem Boden lag. Erst dann erkannte er Raquel. Sie war bewusstlos, doch selbst in der Ohnmacht war ihr Gesicht vom Kummer gezeichnet. Ein Pfleger richtete sie auf, als jemand mit einer Trage kam. Ismael hätte sie gern in den Arm genommen. Er hätte gern gesagt, dass er ihr Partner war.

Álvaro Montrell betrachtete durchs Fenster das Brachland rings um das Krankenhaus. Weiter hinten waren die

Gerippe einiger Häuser zu erkennen, die nie fertiggebaut worden waren. Fünf Jahre hatte er auf diesen Tag gewartet. Nur damit seine Tochter jetzt starb. Der Gedanke erschien ihm so furchtbar, dass er sich schuldig vorkam.

»Was ist passiert?« Aus dem Aufzug stürzte Gaizka und drängte sich zwischen den Ärzten hindurch, die im Flur hin und her eilten. Álvaro drehte sich um, als er seine Stimme hörte.

»Ana wird gerade operiert.«

»Ist es was Schlimmes?«

Álvaro wusste keine Antwort darauf und schaute wieder aus dem Fenster. Auf dem Parkplatz standen einige Autos aus Monteperdido. Er erkannte den Wagen von Joaquín. Offensichtlich waren auch dessen Schwager Rafael und dann noch Marcial Nerín dabei. Ihre Gesichter konnte er nicht erkennen, dafür standen sie zu weit weg. Was er sah, war ein Grüppchen unentschlossener Menschen, die nicht wussten, ob sie reingehen sollten oder nicht. Sie wirkten wie Hochzeitsgäste, die gerade erfahren hatten, dass die Braut das Weite gesucht hatte.

Die Wipfel der Bäume bogen sich heftig, als der Hubschrauber auf einer freien Fläche in der Nähe der Schlucht landete. Sara lief gebückt zum Cockpit, um sich vor dem Wind der Rotorblätter zu schützen. Einer der Männer von der Luftrettung sprang heraus und überreichte ihr eine Tasche. Es war so laut, dass sie schreien mussten.

»Das ist alles, was im Wagen war«, brüllte er gegen den Lärm an.

»Und der Tote? Ich will ihn sehen.« Sara ging zum hinteren Teil des Hubschraubers und bedeutete dem Mann, der neben der Bahre saß, die Plastikhülle zu öffnen.

Der Tote war ein Unbekannter. Ein Mann um die fünfzig mit einem Loch in der Stirn, die mit getrocknetem Blut

überzogen war. Die Haut hatte bereits eine gelblich fahle Farbe angenommen, und seine Gesichtszüge waren entstellt; er war nun schon seit Stunden tot, und er hatte die ganze Zeit kopfüber im Wagen gehangen. Sein Gesicht war feuerrot und aufgedunsen. Die Augen waren derart aus den Höhlen getreten, dass die Lider darüber nicht mehr schlossen. Sie öffnete den Leichensack vollständig, um den ganzen Körper in Augenschein zu nehmen. Mittlere Statur, eher klein. Sein Körper war stämmig, ohne dass er dick gewesen wäre. Dunkelgrüne Manchesterhose, ein blaukariertes, blutbeflecktes Hemd. Sein Blut.

»Und die Schuhe?«, fragte Sara, als sie seine nackten Füße sah.

»In der Tasche.« Der Mann von der Bergwacht deutete auf die Tasche, die er ihr gegeben hatte und die Sara immer noch in der Hand hielt. »Er hatte sie verloren.«

Bevor sie ging, warf sie einen letzten Blick auf den Toten. Seine Haut war von der Sonne gegerbt, wie die wesentlich hellere Haut unter dem kurzärmeligen Hemd verriet. Er musste sich noch kurz vor seinem Tod rasiert haben. Die Kleidung, die er trug, schien neu zu sein oder zumindest noch nicht oft gewaschen. Tatsachen, denen Sara noch keine Bedeutung zuweisen wollte, bevor die Leiche obduziert worden war.

»Die Hosentaschen?«, fragte sie.

»Leer«, brüllte der Mann.

Sara gab zu verstehen, dass sie ihn wieder zudecken konnten. Sie entfernte sich vom Hubschrauber, und dieser hob ab. Staub wirbelte auf, und sie kniff die Augen zusammen, während sie ihre Schritte beschleunigte. Ein paar Meter weiter parkte Víctors Jeep.

Sara stellte die Tasche auf der Motorhaube ab und öffnete sie.

»Kennt jemand den Toten?«, erkundigte sich Víctor.

Sara schüttelte den Kopf, dann streifte sie Handschuhe über, um die Sachen aus dem Unfallwagen zu untersuchen.

»Über das Auto können wir nicht viel sagen. Kein Nummernschild, ein ziemlich gängiges Modell. Sie haben die Fahrzeugnummer notiert; vielleicht haben wir Glück«, teilte Víctor ihr mit.

Zuerst nahm sie die Schuhe in Augenschein. Braune Slipper in Größe 41. Ein kleiner Fuß. Keine Strümpfe. Die Leiche war barfuß gewesen. Eine alte Straßenkarte, eine leere Wasserflasche. Die Regionalzeitung von vor einer Woche. Auf der Titelseite ein Artikel über die in diesem Sommer zu erwartenden Touristenzahlen in der Region. Es war die Rede von einer Hotelauslastung von neunzig Prozent. Ein Erfolg. Alles, was sie fand, bewies nur, dass der Fahrer alles getan hatte, um sicherzugehen, dass der Wagen nicht identifiziert werden konnte. Keine Autopapiere, keine Versicherungskarte, keine Quittungen. Kein Handy.

»Da muss einfach etwas sein«, murmelte Sara. Sie konnte ihren Frust nicht verbergen.

Víctor sah sich jeden Schnipsel noch einmal an, nachdem Sara ihn in der Hand gehabt hatte. Die Tasche war mittlerweile leer. Auf der Motorhaube lag ein ganzes Arsenal nutzloser Beweisstücke.

»Was ist das?« Víctor Gamero griff nach einem zerknitterten Kassenzettel, der zwischen den Seiten der Zeitung steckte.

»Tankstelle La Cruz«, las Sara.

»Die ist am Ortseingang von Barbastro«, sagte Víctor.

Sara strich den Zettel vorsichtig glatt. Dreißig Euro für Benzin. Kartenzahlung. Eine Kreditkartennummer, mit deren Hilfe sie den Toten identifizieren konnten.

Santiago nahm im Büro des Arztes Platz, während dieser die Tür hinter sich schloss.

»Wie sieht's aus?«

»Es ist schwer, eine Prognose zu stellen. Das Ödem ist nicht sehr groß, aber wir werden sicherheitshalber den Schädel öffnen, um den Hirndruck zu verringern. Wenn der Hirndruck steigt ...«

»Was für eine Ana werden wir vorfinden, wenn sie aus der Narkose erwacht?«, fiel Santiago ihm ins Wort. Er musste pragmatisch sein. Womöglich war es sinnlos, noch länger im Krankenhaus auf die Aussage des Mädchens zu warten.

»Alles hängt davon ab, wie die Operation verläuft.«

»Gedächtnisverlust?«

»Möglich. Allgemeine Verwirrtheit.«

Santiago ließ sich einen Augenblick Zeit, bevor er aufstand. Er musste sich sammeln. Der wichtigste Ermittlungsansatz, Anas Aussage, stellte sich als Sackgasse heraus. Die Antworten, nach denen er suchte, würden vorerst in den Windungen ihres Gehirns gefangen bleiben. Gleichzeitig saß Lucía irgendwo und wartete auf Rettung. Der Inspektor war sicher, dass das Mädchen noch lebte. Ihr Entführer war bei einem Autounfall gestorben. Wer war bei ihr? Wer versorgte sie mit Wasser und Nahrung? Falls es jemand tat ... Er sah das Mädchen vor sich, wie es irgendwo in einem Verlies hockte und verhungerte und verdurstete, während sie nach ihr suchten. Er stand auf und versuchte, die dunklen Gedanken abzuschütteln.

»Danke«, sagte er, an den Arzt gerichtet. »Ich hoffe, Sie werden es nicht bereuen, dass Sie mich nicht mit dem Mädchen haben sprechen lassen.«

Joaquín Castán, Lucías Vater, fühlte sich wohl im Kreis der Dorfbewohner und Nachbarn. Er hatte eine Gruppe

von Unterstützern um sich geschart, die allerdings im letzten Jahr zunehmend geschrumpft war. Einige waren nicht mehr zu den Mahnwachen gekommen, die er organisierte; andere hatten ihm zwar weiter zur Seite gestanden, aber mit sinkender Begeisterung. Bei der letzten Veranstaltung hatte er gesehen, wie Nicolás Souto, der Tierarzt, ungeduldig auf die Uhr schielte, als er auf dem Kirchplatz eine Ansprache hielt. Rafael, der Bruder seiner Frau, war von einem Bein aufs andere getreten, als könne er es kaum erwarten, endlich zu gehen. Wie er dort auf dem Podium stand und über seiner Tochter sprach, erinnerten ihn all diese Leute an Gläubige, die aus Pflichtgefühl zur Messe gehen, aber seit Jahren nicht mehr zuhören, was der Pfarrer sagt.

Immerhin kamen sie weiter auf den Kirchplatz. Andere hingegen waren aus seinem Leben verschwunden. Die Journalisten. Virginia Bescos. Was sie wohl machte? Wo mochte die Frau sein, die jahrelang seine stärkste Verbündete gewesen war? Joaquín wollte nicht länger an die Journalistin denken. Seine einzige Armee waren die Dorfbewohner und Nachbarn.

Er konnte es ihnen nicht zum Vorwurf machen, dass sie die Schlacht verloren gegeben hatten. Es war zu viel Zeit vergangen, ohne eine einzige Nachricht, die Hoffnung gemacht hätte. Doch an diesem Tag auf dem Krankenhausparkplatz merkte Joaquín, dass sich etwas verändert hatte. Die Leute waren wieder da, hin- und hergerissen zwischen Freude über Anas Rückkehr und Sorge über Lucías ungewisses Schicksal.

Als sie kamen, hatte er ihnen mitgeteilt, dass Ana gerade operiert wurde. Raquel habe vor lauter Angst und Sorge einen Zusammenbruch erlitten. Joaquín betrachtete die aufgeregten Zaungäste mit einer gewissen Zufriedenheit. Er spürte, dass die Leute wieder auf seiner Seite waren.

»Weißt du, dass Álvaro da ist?«, sagte Marcial, als er aus dem Krankenhaus kam.

»Hast du ihn gesehen?«, fragte Joaquín.

»Von weitem. Die Polizei hat die Station abgesperrt, auf der das Mädchen liegt.«

Marcial Nerín war zufällig im Krankenhaus gewesen, als Ana eingeliefert wurde. Seine Mutter hing an der Dialyse, und angesichts ihres hohen Alters und ihres schlechten Gesundheitszustands gab es nur selten Tage, an denen alles glattlief und sie gleich nach der Blutwäsche nach Monteperdido zurückfahren konnten.

»Ich weiß nicht, warum der immer noch frei rumläuft.« Marcial gab sich keine Mühe, seinen Zorn zu verbergen.

Joaquín fasste ihn am Arm und nahm ihn beiseite. »Ist er bei Raquel?«, erkundigte er sich.

»Nein. Ismael ist bei ihr, ich hab ihn reingehen sehen. Das ist der Schreiner, der für Raquel arbeitet«, erzählte Marcial. »Eine Krankenschwester hat mir erzählt, sie hätten ihr ein Beruhigungsmittel geben müssen. Álvaro war mit Gaizka da. Der Typ, der die Trekkingtouren in Posets anbietet. Weißt du, wen ich meine?«

»Gaizka hat das Auto entdeckt.« Das hatte die Polizistin aus Madrid Joaquín erzählt.

»Das Arschloch hat keine einzige Träne vergossen. Dabei kann es sein, dass seine Tochter bei der Operation stirbt. So ein Mistkerl ...«, murmelte er vor sich hin.

»So schlimm steht es?«

»Wenn du hoffst, dass sie was erzählt ... das kannst du vergessen, Joaquín.«

Marcial klopfte Joaquín auf die Schulter. Er hatte riesige, von der Sonne gegerbte Pranken, die mit Runzeln überzogen waren. Auch mit über sechzig war Marcial immer noch stärker als so mancher junge Mann. Selbst Joaquín kam sich neben ihm schwächlich vor. Seine impo-

sante Erscheinung und die prägnanten Gesichtszüge, die mit den Jahren noch härter geworden waren und ihm den Spitznamen *Keiler* eingetragen hatten, verliehen ihm etwas Wildes, Bedrohliches.

»Mit Sicherheit ist er nur hier, um zu kontrollieren, was Ana sagt. Hätte nicht besser für ihn laufen können«, presste Marcial hervor.

Einige hatten Álvaro vergessen. Joaquín nicht. Und Marcial auch nicht. Álvaro war ungeschoren davongekommen, als man damals gegen ihn ermittelt hatte, aber er war viele Antworten schuldiggeblieben. Montserrat hatte Joaquín einmal vorgeworfen, dass er nur deshalb an Álvaros Schuld festhalte, weil es der einzige Name sei, den sie hätten. Die einzige Person, die man hassen konnte. Wie konnte man seiner eigenen Tochter etwas antun?

»Und wie geht es deiner Frau?«, erkundigte sich Marcial.

Joaquín überlegte, welches Wort Montserrats Zustand am besten beschrieb.

»Sie hat furchtbare Angst«, sagte er schließlich.

»Wir haben den Namen. Simón Herrera«, sagte Sara am anderen Ende der Leitung. »Aus Ordial. Wir sind gerade auf dem Weg dorthin ...«

»Gib mir die Adresse durch.« Santiago zog das Jackett über und hastete zum Ausgang. »Wenn du vor mir da bist, ruf mich an. Egal, was ist.«

Sara legte auf und wählte eine weitere Nummer. Víctor fuhr die Straße talabwärts. Ordial war nur zehn Kilometer von der Stelle entfernt, wo sie das Auto gefunden hatten.

»Hier ist Sara Campos von der Kriminalpolizei. Ich brauche alles über Simón Herrera Bescos. Personalausweisnummer 23257552 K. Es ist dringend. Wenn Sie was finden, schicken Sie's mir per Mail.«

Sie bogen auf eine Seitenstraße und überquerten den

Fluss. Am Ende der Straße lag Ordial. Eine kleine Ansammlung von Natursteinhäusern, drei Straßen vielleicht. Der Asphalt war neu, die Häuser waren restauriert und von frisch gemähten Wiesen umgeben. Die Straßen waren wie ausgestorben. Als wäre das alles nur Kulisse für ein Urlaubsfoto. Ein wolkenloser Himmel machte die Idylle perfekt.

»Wissen Sie, wo die Straße nach Plans liegt?«

»Am Ortsausgang«, sagte Víctor, während sie durch Ordial fuhren.

Die Quittung von der Tankstelle war vom 10. Juli. Zwei Tage, bevor Ana aufgetaucht war. Vielleicht war der Zettel Simón Herrera aus der Tasche gefallen, als er in den Wagen gestiegen war. Die Kreditkartengesellschaft hatte ihnen ohne weiteres Name und Adresse des Karteninhabers genannt. Sara konnte sehen, wie nervös Víctor war. Er saß mit angespanntem Gesicht hinterm Steuer, den Blick fest auf die Straße gerichtet, während er inständig hoffte, dass sie in dem Haus, vor dem sie gleich stehen würden, Lucía finden würden. Es war, als gehöre dieses Mädchen zu seiner Familie.

Die asphaltierte Straße ging in einen Schotterweg über, der weiter den Berg hinaufführte, in dessen Schatten das Dorf lag. Die Räder versanken in einem Schlammloch und kamen mit einem Ruck wieder frei.

»Ist es das?«, fragte Sara, als sie um die nächste Kurve bogen.

»Es ist das Einzige, das noch steht«, sagte Víctor.

Neben Simón Herreras Haus standen drei halbverfallene Ruinen. Die Dächer würden keinen weiteren Winter überstehen. Die Steinwände schienen sich nur mühsam aufrecht zu halten. Vor Herreras Haus parkte ein Abschleppwagen. Das Haus hatte zwei Stockwerke und sah auch nicht viel besser aus als die anderen. Ein paar Blumentöpfe

vor einem Fenster waren das einzige Zeichen von Leben an der Fassade, die schon vor Jahren eine Renovierung nötig gehabt hätte. Kleine Fensterchen mit abgeblättern Holzrahmen, windschiefe Steinmauern und ein schlammiger Zufahrtsweg, auf dem das Unkraut wucherte.

Sara stieg als Erste aus dem Wagen. Sie warf zunächst einen Blick durchs Fenster, ehe sie zur Tür ging, wo Víctor schon auf sie wartete. Sara gab ihm ein Zeichen, anzuklopfen.

»Es brennt kein Licht«, stellte sie fest. »Aber das Haus ist bewohnt. Hinter dem Fenster ist das Wohnzimmer ...«

»Da ist jemand.« Víctor klopfte erneut an die Tür, diesmal mit mehr Nachdruck.

Die Tür öffnete sich. Tageslicht fiel in die düstere Diele. Dort stand eine Frau und sah sie abweisend an.

»Tag«, sagte sie misstrauisch.

»Sara Campos, Kriminalpolizei.« Sara zeigte ihren Ausweis. »Dürfen wir reinkommen? Wir würden gern mit Ihnen sprechen.«

Die Frau führte sie ins Wohnzimmer. Sara brauchte nicht zu fragen, ob sie Simón Herrera kannte. Auf der Anrichte standen mehrere Hochzeitsfotos, die sie im Brautkleid neben Simón zeigten; Sara erkannte ihn wieder, auch wenn er im Tod entstellt ausgesehen hatte. Auch Víctor sah die Fotos und seufzte.

»Wir haben schlechte Nachrichten für Sie. Ihr Mann hatte gestern früh einen Unfall. Er war sofort tot. Wir konnten ihn nicht gleich identifizieren.« Sara sprach schnell. Diese einführenden Worte waren nötig, aber ihr eigentliches Interesse galt Lucía.

Die Frau stand wie versteinert mitten im Raum, ihr Blick wanderte zwischen Sara und Víctor hin und her. Sie hatte tiefliegende dunkle Augen, zwei schwarze Knöpfe in einem teigigen, runden Gesicht. Ausdruckslos, dachte

Sara. Das Alter und die Falten milderten den Eindruck einer geistigen Behinderung ab, die auf den Hochzeitsfotos deutlicher zu erkennen war: das lange Gesicht, die halbgeöffneten aufgeworfenen Lippen. Es roch nach Gewürzen. Lorbeer und Thymian. Aus der Küche war das Klappern eines Topfs mit kochendem Wasser zu hören. Sie hatten sie beim Kochen gestört. Sara sah, wie sich ihre Finger ineinanderkrampften, bevor sie fragte: »Sind Sie sicher?«

»Ich fürchte, ja«, sagte Víctor. Er ging zu ihr, legte den Arm um sie und führte sie sanft zum Sofa, damit sie sich hinsetzte. Es war ein altes Kunstledersofa mit Häkeldeckchen auf den Armlehnen.

»Ich weiß, es ist ein schwieriger Moment für Sie, aber wir müssen Ihnen ein paar Fragen zu Ihrem Mann stellen. Sie waren doch verheiratet, oder?« Die Frau nickte, während Sara einen Flechtstuhl heranzog und sich ihr gegenüber setzte. »Wie heißen Sie?«

»Pilar«, flüsterte die Frau.

»Würde es Ihnen etwas ausmachen, wenn sich mein Kollege ein wenig im Haus umsieht, während wir uns unterhalten?«

»Es ist ziemlich unordentlich ...« Pilar blickte vom Boden auf, und ihre kleinen Augen wirkten zum ersten Mal lebendig. Unbehagen lag darin und eine gewisse Scham.

»Das macht nichts«, beruhigte Víctor sie.

»Hören Sie ...« Sara versuchte Pilars Aufmerksamkeit wieder auf sich zu ziehen, doch die Frau sah Víctor hinterher, der nun das Wohnzimmer verließ. »Hören Sie, Pilar. Es ist wichtig. In dem Auto war noch jemand. Ein Mädchen.«

»Auch tot?«

»Nein, aber sie ist im Krankenhaus. Sie heißt Ana Montrell. Sagt Ihnen der Name etwas?« Pilar schüttelte den

Kopf. »Es handelt sich um eines der Mädchen, die vor fünf Jahren in Monteperrido verschwunden sind.«

Es begann mit einem unkontrollierten Zittern der Hände. Dann verkrampfte sich Pilars ganzer Körper. Sie stieß einen Schrei aus und schlug die Hände vors Gesicht, aus ihren Augen schossen Tränen. Ihr Mund öffnete sich zu einer starren Grimasse, so weit, dass ihre kleinen Zähne und das bläuliche Zahnfleisch zum Vorschein kamen. Dann sank Pilar in sich zusammen. Sara setzte sich neben sie und legte den Arm um sie.

»Wissen Sie, was dieses Mädchen bei Ihrem Mann gemacht hat?«

Pilar schüttelte den Kopf wie ein Hund, der sich das Wasser aus dem Fell schüttelt.

»Ich weiß nicht, was in all diesen Jahren passiert ist, aber jetzt können Sie etwas für diese Mädchen tun. Sie müssen uns alles sagen, was Sie wissen. Ist das andere Mädchen hier im Haus? Ist Lucía hier?«

»Ich weiß nichts über diese Mädchen«, wimmerte Pilar. »Mein armer Simón ...«

Sara strich Pilar übers Haar, das sie zu einem Knoten aufgesteckt hatte. Es war spröde, das ursprüngliche Braun war von grauen Strähnen durchzogen. Sie schaukelte leicht hin und her, die Arme eng um den Körper geschlungen, während sie immer wieder leise wimmerte: »Mein Simón, mein armer Simón ...« Sara konnte den Abgrund spüren, der sich vor Pilar auftat. Die Frau hatte keinen Blick mehr für ihre Umgebung, Sara war nicht da und auch nicht das Wohnzimmer, in dem sie saßen. Vor ihren Augen war nur noch ein tiefes, dunkles Loch. Die Polizistin spürte ihre Panik.

»Ich schau mich mal oben um«, verkündete Víctor von der Wohnzimmertür aus.

»Bleiben Sie bei ihr. Ich übernehme das«, sagte Sara und

stand auf. Pilar würde eine Zeitlang brauchen, bis sie weitere Fragen beantworten konnte.

Im ersten Stock war das Schlafzimmer. Sie schliefen in getrennten Betten. Dazwischen stand ein Nachttisch. Es gab einen Kleiderschrank und eine Kommode, auf der ein Spiegel mit schmiedeeisernem Rahmen stand. Die Möbel aus rohem Kiefernholz waren unterschiedlich lasiert, als hätten die Bewohner das Haus mit Sperrmüll von der Straße eingerichtet. Die Steinfliesen auf dem Fußboden waren sauber, aber verblasst, porös und verzogen. Von der Unordnung, für die Pilar sich so schämte, war nichts zu sehen. Es lagen weder Kleider noch andere Gegenstände herum.

Sara öffnete die Nachttischschublade. Ein kleines Radio, eine Handyladekabel und eine Schachtel Ibuprofen. In der Kommode befand sich nur Wäsche. Eine Schublade für Simón, der Rest für Pilars Sachen und die Bettwäsche. Der Kleiderschrank war der eines einfachen, um nicht zu sagen armen Paares. Altmodische Kleider, billige Hosen und Hemden.

Sie verließ das Schlafzimmer und ging in den Flur. Gegenüber der Treppe befand sich das Bad. Am Ende des Korridors war ein weiteres Zimmer. Sie öffnete die Tür und tastete nach dem Lichtschalter. Die Fensterläden waren geschlossen, und es drang kaum Tageslicht herein. Die Beleuchtung bestand aus einer nackten Glühbirne, die an einem Kabel von der Decke hing. Eine Holzplatte auf Böcken diente als Tisch. Es war Simóns Arbeitszimmer: Auf dem Tisch stapelten sich Papiere, Rechnungen, Werbung, Supermarktprospekte. Auf dem Fußboden und auf einem Regal standen ein paar verknickte Pappordner. Sara öffnete einen davon. Unterlagen von Autoversicherungen. Es roch muffig und nach dem Eintopf, den Pilar gerade kochte.

Sonst gab es nichts mehr, wo man hätte suchen können.

Als Inspektor Baín eintraf, erwartete Sara ihn schon vor der Haustür. Sie musste nichts sagen. Ihre enttäuschte Miene sprach Bände: Sie hatte nichts gefunden.

»Das war sein Abschleppwagen«, sagte Sara, während sie sich rings um das Haus umsahen. Santiago nahm den Wagen in Augenschein; er war weiß und mit Schlamm bespritzt. Die Laderampe war verrostet. »Er hat für verschiedene Versicherungsfirmen gearbeitet.«

»Und seine Frau weiß von nichts?«

»Victor ist bei ihr. Sie hat das Williams-Syndrom ... eine leichte geistige Behinderung. Sie versucht gerade zu begreifen, dass ihr Mann tot ist.«

»Hast du das Haus durchsucht?«

»Oberflächlich. Da ist nichts, was auf die Mädchen hindeutet.«

Santiago blieb stehen und atmete tief durch.

»Wir werden doch nicht aufgeben, bevor wir richtig angefangen haben!«, sagte er.

»Und was ist mit Ana?«

»Diese Frau kann uns mehr sagen als das Mädchen«, antwortete Santiago frustriert und ging zum Haus.

Sara wollte ihm gerade folgen, als ihr Handy summte. Es war eine Nachricht mit den polizeilichen Daten von Simón Herrera.

»Santiago!« Der Inspektor machte kehrt. »Schau dir das mal an.« Sie hielt ihm das Telefon hin. »Simón hat zwei Jahre im Gefängnis in Martutene gesessen. Besitz von Kinderpornographie.«

Raquel hatte rasende Kopfschmerzen von den Beruhigungsmitteln. Als sie sich im Bett aufsetzte, fühlte es sich an, als hätte ihr Hirn in einer kleinen Schachtel gesteckt und versuchte, sich jetzt wieder auszudehnen. Ismael beugte sich über sie.

»Möchtest du was? Ein Glas Wasser?«

Raquel schüttelte den Kopf und zwang sich zu einem Lächeln. Warum wollte Ismael unbedingt diesen Weg mit ihr gehen? Er musste das nicht machen. Warum ging er nicht einfach? Warum bestand er darauf, bei ihr zu bleiben? Ihr Schreiner. Ihr Partner?

»Die Ärzte wollen mit dir reden«, sagte Ismael. »Ana ist aus dem OP zurück.«

Raquel atmete tief durch, bevor sie aufstand.

Pilar sah Santiago und Sara ratlos an wie ein Kind, zu dem man in einer fremden Sprache spricht. Sie gab sich große Mühe, genau zuzuhören und die Fragen zu verstehen, die sie ihr stellten, aber ihre Gedanken kreisten immer wieder um Simóns Tod, wie ein Insekt, das unweigerlich ins Licht fliegt.

»Wir können Sie nicht in Ruhe lassen, Pilar. Sie müssen unsere Fragen beantworten«, betonte Santiago. »Da ist noch ein Mädchen, Lucía. Sie ist nach wie vor verschwunden. Je länger wir brauchen, um sie zu finden, desto geringer wird die Wahrscheinlichkeit, dass sie noch am Leben ist ...«

Wieder der Tod. Was war das, der Tod? Wo mochte ihr armer Simón jetzt sein? Gott, Himmel, Engel, das ganze Pfaffengequatsche. Seid gute Menschen. Sei ein guter Mensch, Pilar.

»Wussten Sie, dass Ihr Mann im Gefängnis war?«, fragte Santiago. Sara bemerkte, wie Pilar zusammenzuckte, als hätte sie einen Stromschlag erhalten.

»Das ist lange her.«

»Wissen Sie, weshalb er verurteilt wurde?«, hakte Santiago Baín nach. »Kinderpornographie. Er mochte Sex mit Kindern, stimmt's? Sie mussten das wissen.«

»Nein, mein Simón war nicht so einer.«

»Hat er Ihnen nie davon erzählt?«

»Das war vor unserer Hochzeit. Sie haben ihn reingelegt. Sie haben ihm Sachen untergeschoben, die ihm gar nicht gehörten.«

»Glauben Sie, er könnte den Mädchen was angetan haben?«

»Er hat immer nur gearbeitet. Hat den Abschleppwagen gefahren ...«

»Wo war er gestern Morgen?«

»Unterwegs, zu einem Auftrag ...«

»Sind Sie sicher?«

»Ja. Er hat mich nicht angelogen. Simón war kein Lügner ...«

Pilar sank wieder in sich zusammen, während sie immer wieder vor sich hin murmelte, ihr Mann habe sie nicht belogen. Sara wurde klar, dass sie durch Druck nichts aus ihr rauskriegen würden. Sie sah Santiago an. Warum sträubte er sich so dagegen, dass sie die Befragungen führte? Auch Santiago merkte, dass er mit Härte nicht weiterkommen würde, und versuchte, einen versöhnlichen Ton anzuschlagen.

»Glauben Sie, wir könnten das irgendwie überprüfen? Vielleicht bei der Firma, für die er arbeitete ...«

»Die Unterlagen sind oben«, sagte Pilar, als könnte das alle Zweifel ausräumen.

»Oder vielleicht hat er sich mit einem Freund getroffen. Wenn Sie uns die Namen oder Telefonnummern der engsten Bekannten nennen könnten ...«

Santiago schlug sein Notizbuch auf. Pilar betrachtete abwechselnd das weiße Blatt und den Kugelschreiber, der darauf wartete, dass sie etwas sagte, um es aufzuschreiben.

»Unsere Eltern sind tot ...«, sagte sie schließlich.

»Freunde? Arbeitskollegen?«, fragte Santiago.

»Er hat den Abschleppwagen allein gefahren, und ich gehe höchstens mal runter ins Dorf, um einzukaufen ... Teresa!«, sagte sie dann mit einem hoffnungsvollen Lächeln. »Teresa kennt uns gut.«

»Wer ist diese Teresa?«

»Die Frau aus dem Geschäft am Dorfplatz. In Ordial.«

»Haben Sie keine Bekannten außer den ... den Verkäuferinnen im Laden?«

»Unsere Eltern sind tot«, wiederholte Pilar.

Mit ihr zu sprechen war, wie durch ein Labyrinth zu irren. Pilar gab sich wirklich Mühe, Sara merkte das. Sie lächelte jedes Mal, wenn sie dachte, dass sie ihnen gab, was sie wollten. Diese Frau hatte immer versucht, es allen recht zu machen, weil sie ständig dankbar sein musste, dass man ihr überhaupt erlaubte, da zu sein.

»Ist Simón nie ausgegangen? Ich weiß nicht ... In eine Kneipe, was trinken?«, fragte Santiago.

»Er hat nicht getrunken. Mal ein bisschen Wein. Er hat viel gearbeitet.«

»War er viel unterwegs?« Santiago war aufgefallen, wie oft Pilar die Arbeit erwähnte. Er wollte sie nicht durcheinanderbringen; vielleicht war das die Vorstellung, die sie vom Leben ihres Mannes hatte. »Mit dem Abschleppwagen meine ich ... auch nachts?«

»Es lief nicht besonders gut. Es hat gerade so gereicht ... Aber er hat immer gearbeitet. Den ganzen Tag war er mit dem Abschleppwagen unterwegs. Er hat gesagt, es ist wichtig, in der Nähe zu sein. Damit man ihn ruft, falls was ist ...«

»Ist er spät nach Hause gekommen?«

»Die Straßen sind schlecht. Im Winter ist es noch schlimmer. Wenn es schneit, kommt man kaum durch, und keiner tut was dagegen.« Sara konnte Simóns Klagen aus Pilars Worten heraushören, als wäre sie sein Echo. »Alle

kassieren immer nur, aber keiner investiert einen Cent in dieses Dorf.«

Sara wusste, dass Santiago mit Pilar fertig war. Víctor wartete vor der Wohnzimmertür.

»Danke, Pilar.« Santiago beugte sich zu ihr hinunter und ergriff ihre Hände. »Wenn Sie etwas brauchen, zögern Sie nicht, uns anzurufen.«

»Wir müssen mit den Leuten in Ordial sprechen. Mit dieser Teresa ...«, sagte Sara im Vorbeigehen zu Víctor.

Als sie das Haus verließen, schaute Sara noch einmal zurück. Durchs Fenster konnte sie sehen, dass Pilar immer noch auf dem Sofa saß.

»Schicken Sie Ihre Leute her«, sagte sie zu Víctor. »Sie sollen die Unterlagen aus dem Haus beschlagnahmen. Ich will sie mir auf der Wache noch mal ansehen. Und die Spurensicherung soll kommen. Obwohl ich nicht glaube, dass sie was finden werden.« Bevor sie ins Auto stieg, schaute sie noch einmal zurück. »Können Sie dafür sorgen, dass jemand bei ihr bleibt und ihr mit den Formalitäten hilft? Sie hat nicht mal gefragt, wo der Leichnam ihres Mannes ist.«

Santiago kam zum Wagen, nachdem er ein Telefonat geführt hatte.

»Ich fahre wieder zum Krankenhaus. Sie haben Ana in den Aufwachraum gebracht.«

Seine Schwester war im Oktober verschwunden. Das erste Weihnachtsfest war traurig gewesen, die darauffolgenden echt krank. Wenn es Dezember wurde, kam sich Quim vor wie in einem Horrorfilm, in dem eine durchgeknallte Familie neben den mumifizierten Leichen ihrer Vorfahren unterm Weihnachtsbaum saß. Merkte nur er, wie absurd das alles war? Wie lächerlich und demütigend es war, Lucías Geschenke unterm Weihnachtsbaum zu finden?

Die Päckchen stapelten sich mittlerweile auf dem Bett

seiner Schwester. Quim war ein paarmal drauf und dran gewesen, sie auszupacken. Was schenkte man einem verschwundenen Mädchen? Es waren große Geschenke, mit Sicherheit waren sie teuer gewesen. Ein Computer? Vielleicht hatte sein Vater gedacht, dass es jetzt, mit dreizehn, an der Zeit war, dass Lucía ihren eigenen Laptop bekam. Wie sollte sie sonst die Hausaufgaben für die Schule erledigen? Das war die Logik, die in seiner Familie Einzug gehalten hatte.

Quim dachte daran, wie sein Vater ihn am Morgen auf dem Sofa geweckt hatte: »Sie haben Ana gefunden. Sie ist im Krankenhaus in Barbastro. Aber von deiner Schwester keine Spur. Fall es dich interessiert.«

Dann hatte er sich umgedreht, ohne eine Antwort abzuwarten, und war die Treppe hinaufgegangen. Quim hätte ihm gern eine geknallt. Was wusste er schon, was in ihm vorging?

Was wussten seine Eltern überhaupt von ihm? Sie hatten ihn aus ihrem Leben ausgeschlossen. Es war, als würde er in einem Haus voller Zimmer leben, zu denen er keinen Zugang hatte. Ihm waren nur ein paar Ecken geblieben, zu denen er Zutritt hatte, aber er wusste, dass auch sie früher oder später zu verbotenen Orten werden würden.

Die verschwundene Lucía nahm den ganzen Raum ein. Die Erinnerung an seine Schwester war reeller als seine, Quims, Gegenwart. Quim fühlte sich wie ein Schatten im eigenen Haus. Ein Gespenst, das seine Eltern nicht sehen wollten.

Es war fast Mittag, als seine Mutter ihn weckte und ihm erzählte, dass sich Anas Gesundheitszustand verschlechtert hatte. Sie wollte ins Krankenhaus fahren, falls die Polizei sie brauchte. Offenbar gab es einen Verdächtigen aus Ordial. Montserrat versuchte, nicht zu optimistisch zu klingen, während sie ihm berichtete, was man ihr mit-

geteilt hatte. Es war nicht viel. Quim behielt lieber für sich, was er dachte: dass sie nach wie vor weit davon entfernt waren, Lucía zu finden. Schon zu lange spielte er die Rolle des Schwarzsehers.

Gegen vier Uhr kam sein Onkel Rafael vorbei und fragte ihn, ob er schon gegessen habe. Er ließ ihm eine Tupperdose mit Reis da, falls er Hunger bekam. Rafael kam gerade aus Ordial. Die Leute hatten erzählt, dass schon den ganzen Tag Polizeiautos durch den Ort fuhren. Es war die Rede von einem Ehepaar, das ein Stück den Berg hoch wohnte.

Am Abend rauchte er mit Ximena am Waldrand einen letzten Joint.

»Glaubst du, sie finden sie?«, fragte Ximena.

Quim zuckte mit den Schultern. Er nahm einen Zug. Wenn sie sie finden, dann tot, dachte er. Aber das behielt er lieber für sich.

Er begleitete Ximena zum Tabakladen. Die Gerüchteküche in Monteperdido brodelte.

»Simón Herrera«, sagte die Besitzerin des Tabakladens, als sie ihnen das Wechselgeld herausgab. »Er hatte einen Abschleppwagen, einen weißen VW. Vielleicht habt ihr ihn mal gesehen. Ein Sonderling, der nie aus den Bergen rausgekommen ist, genau wie seine Frau ...«

Sie gingen am Fluss entlang zurück. Ximena wollte, dass er noch mit zu ihr kam, aber Quim war nicht danach.

»Ich ruf dich später an.«

Quims Haschisch war alle. Er wühlte in den Taschen der Hose, die er am Abend zuvor getragen hatte. Geld hatte er auch keines mehr. Normalerweise hatte seine Mutter noch was in der Kommode liegen, zwischen der Wäsche. Er ging ins Schlafzimmer seiner Eltern. Das Bett war nicht gemacht, und gelüftet hatten sie auch nicht. Es roch nach ihnen, und in der Kommode war kein Geld.

In Lucías Zimmer roch es nach gar nichts mehr, nur

nach Putzmittel. Alles war genauso, wie seine Schwester es zurückgelassen hatte. Seine Mutter saugte das Zimmer jeden Tag und wischte Staub, aber sie rührte nichts an. Sogar die Puppen, die Lucía an jenem Morgen auf den Boden geworfen hatte, lagen immer noch am selben Platz. Das Einzige, was sich verändert hatte, waren die Weihnachts- und Geburtstagsgeschenke auf dem Bett.

Quim öffnete den Kleiderschrank seiner Schwester. Ihre Kleider hingen sauber und gebügelt auf den Bügeln. Seine Mutter wusch sie regelmäßig, damit sie nach Weichspüler rochen. Auf einem Regalbrett stand ein rosa Schmuckkästchen. Quim öffnete den Deckel; neben wertlosem Kinderschmuck lagen die Ohrringe, die sie zur Kommunion bekommen hatte. Kinderschmuck. Quim nahm sie und steckte sie ein. Die Ohrringe waren aus Gold, ein Geschenk ihrer Großeltern. Er konnte sie verscherbeln, wenn er mal wieder nach Barbastro kam. Wer würde sie schon vermissen?

Es war spät geworden. In dem Büro in der Polizeistation wurde es immer dunkler. Sara musste sich seit einer ganzen Weile anstrengen beim Lesen. Sie schaltete das Licht ein und widmete sich dann wieder den Kisten mit den Beweisstücken, die man in Simón Herreras Haus beschlagnahmt hatte. Auf dem Schreibtisch lag eine Spannmappe mit den letzten Aufträgen des Verdächtigen. Simón hatte handschriftlich die Adressen und die abgeschleppten Kilometer eingetragen. Als Erstes überprüfte sie, ob die Fahrten wirklich stattgefunden hatten. Ein paar Anrufe bei Autowerkstätten bestätigten die Angaben. Aber an dem Tag, als Ana aufgetaucht war, hatte es keinen Abschleppauftrag gegeben.

»Gibt's was Neues?«, erkundigte sich Víctor und schaute ins Büro.

Sara sah von den Unterlagen auf. »Vielleicht.« Sie schob ihm die Mappe hin.

Víctor kam herein und sah sich die Aufzeichnungen an, die Sara ihm zeigte.

»Die Kilometerangaben sind manipuliert«, erklärte Sara. »Auch wenn ich nicht genau weiß, was das zu bedeuten hat.«

»Woher wissen Sie das?« Víctor nahm die Mappe und blätterte darin herum, auf der Suche nach einem Hinweis, der Sara zu dieser Schlussfolgerung gebracht hatte.

»Statistik.« Sara reichte dem Polizisten ein Blatt Papier, auf dem sie mehrere Zahlenreihen notiert hatte. »Das sind die Kilometer, die Simón aufgeschrieben hat. In dieser Spalte habe ich die Ziffern von Eins bis Neun notiert und daneben, wie oft sie vorkommen.«

»Die Drei macht dreißig Prozent aus ... Die Sieben fünf Prozent ...« Víctor legte das Blatt auf den Schreibtisch zurück. Er konnte keinen Sinn in diesen Zahlen erkennen.

»Das ist ein mathematisches Gesetz: In einer Reihe von Zahlen muss die Eins häufiger vorkommen als alle anderen Zahlen ... Die Neun darf nicht mehr als fünf Prozent ausmachen; hier sind es aber fast zehn Prozent ... Simón hat diese Kilometerangaben erfunden.«

Víctor grinste. Dann fragte er: »Wollen Sie was essen? Pujante geht was holen. Ich empfehle Ihnen *Chiretas*. Gefüllter Schafsmagen. Eine Spezialität hier aus dem Tal.«

»Warum grinsen Sie so?«

»Ach, nichts. Ich staune nur, was Sie alles wissen ... Wahrscheinlich ist das der Grund, warum man Ihnen den Fall übertragen hat.«

»Inspektor Baín ist der beste Ermittler für Vermisstenfälle. Das ist der Hauptgrund«, antwortete Sara. Sie war keineswegs beleidigt. Doch dann erinnerte sie sich wieder an die Rolle der Spielverderberin, die Santiago ihr zuge-

wiesen hatte. »Der zweite ist, dass ihr hier fünf Jahre lang eure Unfähigkeit unter Beweis gestellt habt.«

»Und Sie lösen den Fall mit ein bisschen Wahrscheinlichkeitsrechnung ...«

»Wir wollen, und wir werden ihn lösen. Den Rest können Sie sich sparen, Gamero.«

Sara rutschte auf ihrem Stuhl hin und her. Sie wollte das Gespräch so schnell wie möglich beenden. Víctor und sie hatten den ganzen Tag über gut zusammengearbeitet, zuerst in Simóns Haus und später im Dorf, als sie die Nachbarn zu dem Ehepaar befragt hatten.

»Das wollen wir alle«, versuchte Víctor einzulenken.

»Warum helfen Sie mir dann nicht, statt gehässige Bemerkungen zu machen? Sie sind Polizist, kein Bankangestellter. Niemand wird Sie feuern, wenn Sie sich verrechnen.«

»Ich fände es sinnvoller, die Zeugenaussagen der Nachbarn durchzugehen, statt mit Zahlen zu jonglieren.«

»Sagt Ihnen das nichts, dass er die Zahlen manipuliert hat?«

»Doch. Dass er die Versicherung beschissen hat, um mehr Geld zu kriegen. Eine großartige Erkenntnis, Frau Kriminalkommissarin. Dafür wird man Ihnen sicher auf die Schulter klopfen.«

»Oder er hat seine Bewegungen verschleiert, weil er nicht wollte, dass jemand weiß, wo er wirklich war, wenn er gerufen wurde.«

Víctor stand da wie ein gemaßregelter Schuljunge.

»Ich nehme dann diese *Chiretas*«, sagte Sara. »Mal sehen, wie die hiesigen Spezialitäten so schmecken.«

»Sind Sie immer so?«, beschwerte sich Víctor, bevor er den Raum verließ.

»Nur wenn Sie falschliegen«, erwiderte Sara. Es machte ihr überhaupt keinen Spaß, das letzte Wort zu haben. »Das

Leben eines Mädchens steht auf dem Spiel. Da dürfen keine Fehler passieren.«

Victor nickte mit gesenktem Kopf, dann ging er. Sara hatte ein schlechtes Gewissen. Was hatte es für einen Sinn, die Polizei von Montepedrido gegen sich aufzubringen? Santiago hielt nichts von der Regionalpolizei, das hatte sie schon bei anderen Fällen bemerkt. Er behandelte sie wie Handlanger, ohne sie in die Ermittlungen mit einzubeziehen. So wie sie es jetzt machte. Santiago hatte ihr den unangenehmen Part zugeschustert: Akten wälzen, Beweise sichten ... Kein Kontakt mit Ana oder Pilar. Er hatte die gesamte Vernehmung mit Simón Herreras Frau geführt. Dabei war Sara gut im Umgang mit Menschen, und Santiago wusste es. Sie ahnte seine Gründe, doch sie schob den Gedanken beiseite und konzentrierte sich wieder auf den Fall.

Teresa, die Verkäuferin aus dem Lebensmittelgeschäft, hatte sich gut an das Ehepaar Herrera erinnert. Sie beschrieb Pilar als bedauernswerte Frau, »ein bisschen zurückgeblieben«, hatte sie gesagt. Über Simón wusste sie kaum etwas, aber sie vermutete, dass seine Frau ihm hörig gewesen war. Pilar sei wie eine Marionette. Die Aussagen der Bewohner von Ordial ähnelten sich: Pilar war diejenige, die ins Dorf kam, um Besorgungen zu erledigen. Die Leute hielten Abstand zu ihr wegen ihrer Behinderung. Das Paar hatte keine Freunde, obwohl sie seit Jahren im Tal lebten. Ihre Familien waren nicht von hier, und Simón war wie ein Schatten, den man eher aus Pilars Erzählungen als aus eigenem Ansehen kannte. Offenbar hatten nur die mit ihm zu tun gehabt, die seinen Abschleppdienst in Anspruch nahmen. Ein ruhiger Mann, eher menschenscheu, der so leise redete, dass man ihn häufig bitten musste, noch mal zu wiederholen, was er gesagt hatte. So beschrieben sie ihn. Ein Mann, der alles getan hatte, um sich aus dem

Dorfleben rauszuhalten. Das Auto, in dem man den Toten gefunden hatte, war ein weiterer Mosaikstein. Durch die Fahrgestellnummer hatten sie herausgefunden, dass es sich um ein Fahrzeug handelte, das Simón eigentlich zum Schrottplatz bringen sollte. Das hatte er nicht getan. Er hatte den Motor repariert und das Nummernschild abgeschraubt. Das ideale Transportmittel für jemanden, der ein Phantom sein wollte.

Victor war den ganzen Tag an ihrer Seite gewesen. Sara hatte sich nicht mehr nach dem Hund erkundigt. Nieve ... Sie dachte an Victors blutbeflecktes T-Shirt, als er den Hund auf den Arm genommen hatte. Sie wäre gern zu Víctor gegangen und hätte gesagt: »Verdammt, es tut mir leid. Es tut mir wirklich leid. Eigentlich bin ich gar nicht so.«

Und wie bist du, Sara?, fragte sie sich.

Konzentrier dich, sagte sie sich dann. Lass dich nicht ablenken. Sie nahm den Stift zur Hand und begann, Linien und Formen aufs Papier zu kritzeln. Das ist es, wovor Santiago Angst hat. Beweis ihm, dass du's unter Kontrolle hast.

Wann hatte es angefangen? Vielleicht schon, als sie noch ein Kind war. Manchmal, wenn sie allein in ihrem Zimmer war, merkte sie, wie ihr Gehirn zu rattern begann wie ein außer Kontrolle geratenes Rad, das sich immer schneller drehte und dabei Bilder ausspuckte wie Funken, wenn Metall auf Metall stößt. Bilderfluten und Gedankenströme, die ihr keine Zeit ließen, sie zu begreifen. Ein Uhrwerk, das ihr die Luft zum Atmen nahm und das sie doch nicht anhalten konnte. Bis sie irgendwann wie von Sinnen zu schreien begann.

Der Bleistift zeichnete ein Dreieck, daneben ein Quadrat. Sara schraffierte sie, ein geometrisches Gebilde, eine Kritzelei ohne offensichtlichen Sinn, ein Labyrinth, dessen

Linien Sara Halt gaben. Es war eine Möglichkeit, das Karussell in ihrem Kopf anzuhalten, bis sie ihre Gedanken wieder unter Kontrolle hatte.

Der Krankenhausparkplatz war leer. Während Álvaro Montrell darauf wartete, dass man ihn zu seiner Tochter ließ, hatte er vom Fenster aus beobachtet, wie Joaquín Castán vor dem Eingang mit Inspektor Baín diskutierte. Das war am frühen Abend gewesen. Danach war der Ermittler zu ihm gekommen und hatte gefragt, ob ihm der Name Simón Herrera etwas sagte. Álvaro hatte verneint. Baín hatte ihm auch ein Foto gezeigt, aber der Mann hatte ein Allerweltsgesicht, an das man sich unmöglich erinnern konnte. Aber das war jetzt nebensächlich. Die Ärzte hatten ihm mitgeteilt, dass die Operation gut verlaufen war. Ana war im Aufwachraum, und sie hofften, dass sie im Laufe der Nacht zu sich käme. Wenn es keine Komplikationen gab, würde sie am Morgen wieder auf Station sein. Es lief ihm jedes Mal kalt den Rücken herunter, wenn er darüber nachdachte, in welchem Zustand seine Tochter wohl aufwachen würde. Was sie zu berichten hatte. Bange Gedanken, die nur in den Hintergrund traten, wenn er Raquel mit diesem Kerl sah. Ismael. Was zum Teufel hatte dieser Typ im Krankenhaus zu suchen?

Kalt, so kalt. Als flössen Eiskristalle durch ihre Adern. Ana machte sich ganz klein und schlang die Arme um den Körper. Sie merkte, dass sie weinte, aber sie konnte nichts gegen das Weinen und die Kälte tun. Als wäre sie in einem Albtraum gefangen. Sie klapperte mit den Zähnen, und die Erinnerung an andere Nächte kehrte zurück. Kalte Nächte. Schnee fiel durch das Loch im Dach, eisiger Wind drang in jede Ritze, während sie steif vor Kälte wartete.

Sie öffnete die Augen einen Spaltbreit. Ungewohnt hel-

les Licht drang durch ihre Lider. Sie sah Umriss, die sie nicht näher erkennen konnte. Drei Wörter kamen ihr in den Sinn: *Echo. Vergessen. Nichts.*

»Wie fühlst du dich, Ana?«, sagte eine Frauenstimme.

Sie versuchte herauszufinden, wo diese unbekannte Stimme herkam. Und wo war Lucía? Allmählich nahmen die Dinge um sie herum Gestalt an. Ein Zimmer mit einer hohen Decke, von der Neonröhren herabgingen. Neben ihr eine Frau im weißen Kittel.

»Mir ist so kalt ...«

»Das kommt von der Narkose«, beruhigte sie die Frau. »Da ist einem manchmal kalt, aber du wirst sehen, das geht bald vorbei.«

Allmählich fügte sich alles zusammen, wie bei einem Baukasten, in dem alle Teile ihren Platz hatten. Doch die Erinnerungen endeten an dem Punkt, als das Auto von der Straße abkam und in die Schlucht stürzte. Was danach passiert war, wusste sie nicht.

»Wo bin ich?«, fragte sie.

»Im Krankenhaus. Du hattest einen Unfall, erinnerst du dich?«, sagte die Krankenschwester.

Ana lächelte. Ihr war schon nicht mehr ganz so kalt.